

Rezensionen

Gerhard H. Waldherr – Regine Leipold, Regensburg im Mittelalter. Ein historischer Stadtführer, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2023; 191 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3317-6; 22,- Euro.

Nach dem Stadtführer „Römisches Regensburg“ von Gerhard H. Waldherr erschien nun ein beim Pustet-Verlag herausgegebener Band über das „Regensburg im Mittelalter“ von Gerhard H. Waldherr und Regine Leipold. Nicht nur für Touristen, auch für Einheimische enthält der Band umfangreiche Informationen, Bilder, Holzschnitte, Fotos, Zeichnungen, Radierungen usw. aus dem Mittelalter. Der Führer gliedert sich in zwei Teile. **Der erste Teil** mit der Überschrift „1000 Jahre Mittelalter“ informiert kurz über die römische Herrschaft. Anschließend wurde Regensburg eine Stadt der Herzöge und Könige. Die Lage an der Donau führte durch den florierenden Ost-West-Handel zu „Macht und Geld“, wie es der Autor und die Autorin nennen. Die Blütezeit dauerte bis zur Erlangung des Status „Freie Reichstadt“ 1245. Ab dem 14./15. Jahrhundert kam es aufgrund des Vordringens der Osmanen und der Nutzung anderer Handelsrouten allmählich zu einem unaufhaltsamen Niedergang Regensburgs. Unter dem Schlagwort „Macht und Geld“ finden u. a. das Kaufmannsgeschlecht Runtinger und die Juden als „Sündenböcke“ Erwäh-

nung. Ein weiteres Kapitel widmet sich der Architektur und Kunst, besonders den Kirchenbauten. Diese werden sehr ausführlich beschrieben. Was mir fehlt: Wie und wo haben einfache Bürger, Handwerker, Bauern, Tagelöhner gelebt? Mussten sie an die Kirche und die Kaufleute Abgaben leisten? Konnten sie sich auch edle Handelsware kaufen oder blieb das nur der Oberschicht vorbehalten? **Der zweite Teil** des Stadtführers empfiehlt sieben Rundgänge, die thematisch gegliedert sind. Man wird regelrecht verführt, auf den Spuren von: Herzögen und Kaisern, Wirtschaft und Politik, Klöster-Stifte-Spitäler, der Donau, dem jüdischen Erbe, der Ostnerwacht oder der Westnerwacht zu flanieren. So kann der Tourist je nach Interesse und Zeit auswählen, wo er sich die Füße vertreten möchte. Zu jedem Weg weist der Führer ausführliche Informationen und Illustrationen auf. Die Innenseite des Rückumschlages enthält einen Stadtplan, in dem klar und deutlich die einzelnen Rundwege eingezeichnet sind. Verlaufen: Fehlanzeige! Insgesamt ein klug zusammengestellter, leicht lesbarer Band für historisch Interessierte.

Gerda Adlhoch

Harald Buchinger – David Hiley – Katelijne Schiltz (Hg.), St. Emmeram. Liturgie und Musik vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit (Forum Mittelalter. Studien 19) Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2023; 384 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3721-3; 49,95 Euro.

Das Kloster St. Emmeram darf mit Fug und Recht als bedeutendste Benediktinerabtei im Raum der heutigen Oberpfalz angesprochen werden. Dieses Primat konnte auch durch die im 10. Jahrhundert erfolgte Trennung der Personalunion von Bischof und Abt nicht gebrochen werden und erklärt zusammen mit der dichten Überlieferungslage an Archiva-

lien und den ehemaligen Beständen der Klosterbibliothek auch warum das Leben und Schaffen der Emmeramer Mönche seit jeher besondere Beachtung in der Forschung gefunden hat. Erfreulich ist dabei, dass in den letzten Jahren eine Reihe von Tagungen und daraus resultierenden Publikationen¹ sowie eine Dissertation² die Benediktinergemeinschaft

¹ Juli 2010 – Tagung „Gelehrtes Leben im Kloster. St. Emmeram als Bildungszentrum im

multiperspektivisch ausgeleuchtet haben. Das jüngste Resultat dieser teils interdisziplinären Zugänge stellt der von Harald Buchinger, David Hiley und Katelijne Schiltz herausgegebene und im Folgenden zu rezensierende Sammelband dar, der die Inhalte eines 2019 abgehaltenen Symposions dokumentiert und Facetten des monastischen Lebens abdeckt, die in den beiden St. Emmeram gewidmeten Tagungsbänden von 2012 und 2015 allenfalls gestreift wurden, jedoch durch neuere Quellenfunde und -editionen, die im Rahmen des Projekts Cantus Network erarbeitet und publiziert wurden, neue Impulse erhalten haben.⁵

Für den Tagungsband wurde die thematisch-chronologische Reihenfolge der Referate beibehalten. Den Auftakt macht ein Aufsatz von Maximilian Diesenberger über die Rezeption des hl. Emmeram im Frühmittelalter (S. 11–38), der die politische Dimension der Emmerams-Vita Arbeos von Freising als „*selektive Erinnerung*“ (S. 23) herausarbeitet. Demnach verfolgte der Gelehrte mit der von ihm verfassten Lebensbeschreibung ein doppeltes Ziel: 1. Die Stärkung Regensburgs als politisches Zentrum des Stammesherzogtums gegenüber dem konkurrierenden Augsburg. 2. Eine bewusste Gegendarstellung zur Verherrlichung des hl. Bonifatius, um zu zeigen, dass „*auch die Bayern eine der Vita Bonifatii gleichwertige, ja diese sogar überragende hagiographische Literatur verfassen könnten*“ (S. 29). Abschließend widmet sich Diesenberger der liturgischen Adaption der Vita durch einen unbekanntes Regensburger Geistlichen und betont dabei die inhaltliche Neuausrichtung von Emmerams Wirken am zeitgenössischen Kontext der AWARENMISSIONIERUNG, für die der Heilige zum Vorbild stilisiert werden sollte.

Arthur Westwell widmet sich anschließend den „*Papal Liturgies at St Emmeram in the Carolingian Period*“ (S. 39–55). Anhand einer Auswertung der handschriftlichen Überlieferung gelangt er zu dem Ergebnis, dass die römische Tradition von den Emmeramer Mönchen nicht in einer strengen Replikation autorisierter Texte praktiziert wurde, sondern über den lokalen Handschriftenbestand vielmehr vier verschiedenen eingerahmte Wege präsentiert wurden, die der frühmittelalterlichen Benediktinergemeinschaft Spielräume für einen kontextualisierten liturgischen Gebrauch ließen.

David Hiley betrachtet zeitlich anknüpfend daran „*Das Emmeram-Offizium aus der Karolingerzeit*“ (S. 56–68). Anhand von vier Überlieferungsträgern, die heute über Europa verstreut liegen, rekonstruiert er das Offizium wie es vor der Neugestaltung durch Arnold von St. Emmeram (um 1030) praktiziert wurde. Konkret geht er dabei auf die Gesangstexte und Melodien ein, wobei er auf Abweichungen zwischen Arbeos Emmerams-Vita und den Pariser Gesangstexten verweist, auf die auch Diesenberger im letzten Teil seines Beitrags Bezug genommen hat.

Der Liturgie, Ikonographie und dem sakralen Königtum im ottonischen und salischen St. Emmeram wendet sich Paweł Figurski unter einem kunstgeschichtlichen Blickwinkel zu (S. 69–104). Der Fokus seiner Untersuchung liegt auf der Liturgie während der Zeit des Investiturstreits und dem Konzept des Sakralen Königtums. Konkret nimmt er dafür ausgewählte Herrscherbilder in den Blick, die im Emmeramer Skriptorium entstanden sind und immer in liturgischen Büchern überliefert sind. Dennoch konstatiert Figurski, dass für ihre Deutung „*liturgies of political significance have not yet been*

Spätmittelalter“. Dazu der 2012 erschienene Sammelband: Peter SCHMID – Rainer SCHARF (Hg.), Gelehrtes Leben im Kloster. Sankt Emmeram als Bildungszentrum im Spätmittelalter, München 2012. September 2012 – Tagung „Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung“. Dazu der 2015 erschienene Sammelband: Bernhard LÖFFLER – Maria RÖTTLER (Hg.), Netzwerke gelehrter Mönche. St. Emmeram im Zeitalter der Aufklärung (Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte. Beiheft 44) München 2015.

² Dominik Alexander KAUFNER, Kloster, Stadt und Umland. Wirtschaftliche, memoriale und personelle Verflechtungen der Benediktinerabtei St. Emmeram in Regensburg (975–1326), München 2019.

³ David HILEY – Gionata BRUSA (Hg.), Der Liber ordinarius von St. Emmeram Regensburg. Eine textkritische Edition des mittelalterlichen Regelbuchs (Codices manuscripti & impressi. Supplementum 18) Purkersdorf 2021.

taken into account“ (S. 72). Dieses Defizit versucht der Verfasser in drei Schritten zu beheben, indem er zunächst die politische Liturgie in Regensburg skizziert und darauf aufbauend das künstlerische Programm im Sakramentar Heinrichs II. (BSB München, Clm 4456) analysiert. Dabei wird leider ein Abdruck des behandelten Blatts (fol. 11r) versäumt, sodass man den Ausführungen ohne parallele Konsultation des Digitalisats nur bedingt folgen kann. Abschließend wendet sich Figurski einer heute in Krakau verwahrten Handschrift zu, die den Abschluss der im Emmeramer Skriptorium gefertigten Herrscherbilder darstellt. Auf einer ausführlichen Diskussion der Datierung (S. 85–99) und des Entstehungskontextes fußend, gelangt der Verfasser zu dem Ergebnis, dass das Werk nach dem Tod Heinrichs IV. gefertigt wurde, um das Wohlwollen Heinrichs V. für die Benediktinerabtei zu erlangen.

Der Frage nach einem neuen Emmeram für das 11. Jahrhundert spürt Veronika Lukas in ihrem Aufsatz nach (S. 105–129). Sie wendet sich damit einem Thema zu, das bereits in den Beiträgen von Diesenberger und Hiley berührt wurde und setzt sich intensiv mit Arnold von St. Emmeram und der mit seiner Person verbundenen Überarbeitung der Emmerams-Vita auseinander. Zwei Punkte sind ihr dabei besonders wichtig: Die Überlieferungslage und die Frage was Arnold an Arbeos Text störte. Im Abschnitt über die Überlieferungslage richtet sich ihr Augenmerk v.a. auf die im 15. Jahrhundert erfolgte Neukonzeption eines Handschriftenbandes, den sie als eine „*Art Memorialwerk des Emmeramsklosters*“ (S. 112) deutet und der dazu diente Auswärtigen die Bedeutung der Abtei und ihres Patrons vorführen zu können. Hierfür griff man wohl bewusst auf Arnolds Originalmanuskript zurück, band dieses jedoch nur in Teilen in den neuen Codex ein. Hinsichtlich Arnolds Intention für die Überarbeitung der älteren Emmerams-Vita gelangt Lukas zum Ergebnis, dass der Mönch eine Tendenz zur Straffung, einen Fokus auf Zahlensymbolik und ein dezidiert historisches Interesse erkennen lässt. Wichtig war Arnold v.a. die historische Rahmung der Vita. Dafür griff er auf die klösterlichen Archivalien und mündliche Traditionen zurück. Essentiell ist dabei die Vorgeschichte, mittels derer nun im Gegensatz zu Arbeos Konzeption eine deutliche Bonifatius-Rezeption hinzukam mittels derer der

Klosterpatron in eine zeitliche Beziehung zu bedeutenden Personen der bayerischen Kirchengeschichte gesetzt wird. Auch das Verhältnis des Heiligen zu den weltlichen Herrschern wird ausgeleuchtet. Hierin erkennt Lukas eine zeitpolitische Botschaft Arnolds für seine Mitbrüder, die sich als Adressaten des Textes dessen bewusst sein sollten, dass ihr Patron am Ende über alle Widersacher der Abtei obsiegen wird.

Einem fast zeitgleich zu Arnolds Wirken entstandenem Werk der Musiktheorie widmet sich der Beitrag von Roman Hankeln unter dem Titel „*E-mode in Theory and Practice*“ (S. 131–149). Ausgehend von der um 1050 abgefassten *Musica des Hermannus Contractus* untersucht Hankeln einen Quellenkorpus von 136 Offizien hinsichtlich zweier Kriterien: Dem Ambitus und der melodischen Linie (S. 136), um Erkenntnisse über die Tradition und Innovationen im Klangcharakter von Heiligenoffizien zu gewinnen. Dabei gelangt er zu dem Fazit: „*The studies main finding is that lower-fourth-upper-fifth-structure B-E-b that Hermannus sets out for mode 4 did not become established in practice*“ (S. 146), was die Grenzen des von Hermann entworfenen logisch-theoretischen Modells aufzeigt.

Unter dem Titel „*Corporate identity und Repertoire-Transfer im hochmittelalterlichen Mönchtum. Das Hirsauer Modell und sein St. Emmeramer Hintergrund*“ (S. 151–167) widmet sich Felix Heinzer der Regulierung der liturgischen Praxis im Reformmönchtum des 11. und 12. Jahrhunderts. Ausgehend vom Austausch der beiden in der Emmeramer Klosterschule geprägten Mönche Wilhelm von Hirsau und Ulrich von Zell nimmt er die von Wilhelm aus Cluny übernommenen und von ihm modifizierten Gewohnheiten der Hirsauer Reformbewegung in den Blick. Wilhelms Transfer impliziert unter Bezugnahme auf Kap. 55 der *Regula Benedicti* eine flexible Anpassung der cluniazensischen Gebräuche an den Zielort, was in liturgischer Hinsicht ein Beibehalten rechtsrheinischer Traditionen bedeutet, die er während seiner St. Emmeramer Zeit verinnerlicht hatte. Demnach war im Hirsauer Verband nicht – wie bei den Zisterziensern – die Uniformität der Liturgie das Ideal, sondern eine „*differenzierte Imitation*“ (S. 157). Auch poetisch-musikalisch erweitert Wilhelm das burgundische Modell mittels Tropen und Sequenzen, worin Hein-

zer die Prägkraft St. Gallens und des schwäbisch-alemannischen Raums erkennt. Dies ermöglichte „*bei aller grundsätzlichen Übereinstimmung ... Raum für Varianz im Sinne auf regionale Sondertraditionen*“ (S. 163), die gerade bei der Reform älterer Klöster bedeutend war, was am Fallbeispiel Weingarten illustriert wird, ehe abschließend kurz die Übernahme der Hirsauer Reform durch die Mönche von St. Emmeram in 1140ern Jahre gestreift wird, die sich nicht zuletzt in den liturgischen Büchern ablesen lässt, denen der nächste Block an Beiträgen gewidmet ist.

Als Auftakt dazu bietet Robert Klugseder einen Überblick über den aktuellen Stand und die Zielstellung des digitalen Editionsprojekts Cantus Network (S. 169–186), in dem es um die liturgischen Normtexte der Kirchenprovinz Salzburg geht. Aufgrund der Relevanz des Editionsprojekts und seiner räumlich-organisatorischen Ausrichtung darf der Beitrag nicht fehlen, er bietet aber letztlich wenig mehr als eine illustrative Projektionsfläche zur Bewerbung des Projekts. Der Abdruck ist dennoch begrüßenswert, da eine ähnliche Projektvorstellung durch den Autor bereits auf der 2017 abgehaltenen Tagung „Gottesdienst in Regensburger Institutionen“ erfolgte, aber die Drucklegung im Sammelband unterblieben ist. Knapp vorgestellt werden zudem die Libri ordinarii des Regensburger Doms und der Abtei St. Emmeram, mit denen sich die folgenden drei Beiträge inhaltlich intensiver befassen.

Zunächst bietet David Hiley „Bemerkungen zu den Libri ordinarii des Regensburger Doms und St. Emmeram“ (S. 187–200). Er fasst die Editions- und Überlieferungslage zusammen und betrachtet eingehender die Kalendarien der Emmeramer Bände, deren memorialen Quellenwert er am Beispiel der Äbte aufzeigt. Zudem nimmt er die mittelalterlichen Prozessionen anhand des Liber ordinarius des Doms (BSB München, Clm 26947) eingehender in Synopse mit dem St. Emmeramer Text, der deutlich detailliertere Anweisungen enthält, in den Blick. Musikgeschichtlich wirft Hiley auch einen Blick auf die Frühgeschichte der Emmeramer Kirchenorgeln in Abgrenzung zum Singen „*in organum*“.

Gionata Brusa (S. 201–222) analysiert den Liber ordinarius von St. Emmeram (EMM3, BSB München, Clm 14703) hinsichtlich der darin nachweisbaren Einflüsse der Kastler

Reform, die in St. Emmeram im 15. Jahrhundert unter verschiedenen Äbten vorangetrieben wurde. Die Handschrift zeugt mit ihren zahlreichen Rasuren, Ergänzungen und Marginalien für die Adaption der Kastler Ideale, was u. a. in der Reduzierung der Zahl der Antiphone und Laudes, der Limitierung der Prozessionen, der Abwertung bestimmter Heiliger oder gar der gänzlichen Tilgung bestimmter Heiligenoffizien (z. B. Ursula) fassbar ist. Die herausgearbeiteten Anpassungen datiert Brusa auf die Zeit vor 1472, aber kurz nach der Rückkehr des nach Kastl entsandten Emmeramer Mönchs Friedrich Gerhard. Abschließend weitet Brusa den Blick auch auf die St. Emmeramer Breviare, in denen graduelle Anpassungen eine schrittweise Übernahme der Kastler Gewohnheiten belegen, ehe diese in den jüngeren Textzeugen vollauf umgesetzt sind.

Harald Buchinger bietet in seiner Studie zur Hohen Woche und Ostern in den Regensburger Libri ordinarii (S. 223–261) einen synoptischen Überblick über die Vorgaben für St. Emmeram und den Regensburger Dom. Verglichen werden dabei Praktiken vom 10. und 11. Jahrhundert bis ins 15. Jahrhundert, wogegen das Druckzeitalter und eine überregionale Einordnung unter Verweis auf eine im Entstehen begriffene Dissertation von Martin Berger bewusst unterlassen werden. Nacheinander arbeitet Buchinger den Palmsonntag, Gründonnerstag, Karfreitag, Karsamstag und die Paschavigil, sowie den Ostersonntag ab, ehe der Beitrag mit einer empiriegesättigten tabellarischen Synopse von vier Handschriften (S. 240–260) endet.

Aus den versierten liturgie- und musikgeschichtlichen Beiträgen des Tagungsbandes fällt der Beitrag von Jörg Oberste mit dem Titel „Kloster am Rande der Metropole“ (S. 261–288) thematisch heraus. Obgleich er zwar keinen unmittelbaren Bezug zur Liturgie- und Musikgeschichte bietet, leistet der Aufsatz eine informative Skizze des aktuellen mediävistischen Forschungsstandes zu St. Emmeram in Synopse mit der modernen Stadtgeschichtsforschung, sodass der Blick auf den sozio-politischen Kontext des Konvents und der sich während des Mittelalters verändernden Handlungsräume geschärft wird. Deutlich wird dabei die Einbettung St. Emmerams in die städtische Sakraltopographie und urbane Entwicklung sowie die enge Verflechtung mit dem aufstrebenden Bürger-

und Patriziertum, was Oberste u.a. mit Bezug auf Ulrich von Zell illustriert. Prägend ist dabei die im späten Mittelalter zunehmende Pluralisierung der Netzwerke und die Konkurrenz durch neue Ordenshäuser und Spitaler.

Der Beitrag von Christine Sauer (S. 289–310) streift zwar Regensburg und durch die Betrachtung eines Chorbuchs auch das Tagungsthema, mit St. Emmeram steht der analysierte Band jedoch in keinem Verhältnis. Auch die angelegte Perspektive folgt keiner liturgie- und musikwissenschaftlichen Ausrichtung, sondern der Kunst- und Buchgeschichte. Am Ende des Beitrags muss gar die Zuschreibung des Antiphonars aus dem Regensburger Klarissenkloster St. Maria Magdalena offen bleiben, da Sauer die Spuren eines mobilen Buchmalers aufzeigt, der auch in einem Weißenburger Graduale und einer Handschrift des Dominikanerinnenklosters St. Katharina in Nürnberg nachweisbar ist, aber „kein stichhaltiger Beweis für eine Lokalisierung von Entstehung und Benutzung der Handschrift im Klarissenkloster St. Maria Magdalena in Regensburg“ (S. 309) geliefert werden kann.

Einer eindeutig mit St. Emmeram in Verbindung zu bringenden Handschrift widmen sich die nächsten beiden Studien, die den Mensural-Codex von Hermann Plötzinger (BSB München, Clm 14724) analysieren. Bernhard Schmid mahnt in seinem Beitrag zum „Christ ist erstanden“ (S. 311–330) eine differenzierte Bewertung des Manuskripts an, als dies in der älteren Forschung von Dèzes der Fall ist. Schmid spürt zunächst Pötzlingers Vita und seinen Kontakten zu professionellen Musikern nach, um eine sukzessive Entstehung des Codex zu skizzieren. Am Fallbeispiel des Eintrags „Christ ist erstanden“, den er in Vergleich zu einer jüngeren Handschrift aus Benediktbeuern setzt, erläutert Schmid dann die Bedeutung des Bandes, den er pointiert als „Spitze des Fortschritts“ (S. 330) hinsichtlich der Überlieferung aktuellster Musik und internationaler Mehrstimmigkeit deutet.

Pawel Gancarczyk fokussiert sich in seinem Aufsatz zum Mensural-Codex (S. 331–344) auf die darin enthaltenen Cantiones, die er zunächst definitorisch fasst und dann in 3 Haupttypen (S. 332) einteilt. In Synopse mit der Hohenfurter Liederhandschrift von 1410 kann er gar zwei neue Cantiones nachweisen,

wodurch sich deren Zahl im Pötzlingers Band von vier auf sechs steigern lässt. Durch Hinzuziehung einer kürzlich entdeckten Handschrift aus Opava ist es dem Verfasser zudem möglich Zweifel an der Zuschreibung von „Levat autentica zelorum“ an Rudolf Volkhardt von Häringen darzulegen, da dieses Werk nun auch in der neu aufgefundenen Handschrift nachgewiesen ist und keine Verbindung mehr über Pötzlinger angenommen werden muss. Auch zum Verständnis von Pötzlingers Handschrift kann das Manuskript aus Opava ein weiteres Detail beitragen. Es liefert eine Erklärung des Zwecks der kurzen textlosen Kompositionen, die auf fol. 32r vermerkt sind, da diese im Handschriftenneufund mit dem Alleluia-Text versehen sind, sodass Gancarczyk schlussfolgert, dass dies „was a kind of ending (cauda versiculi) added to longer compositions, including cantiones“ (S. 341). Der Beitrag schließt mit einer terminologischen Diskussion der Begrifflichkeiten Eastern und Central Europe, die von der Plötzinger-Forschung bisher nicht exakt differenziert wurden und in deren irriger Verwendung Gancarczyk die Prägnanz politischer Perspektiven des 20. Jahrhunderts erkennt.

Abschließend wenden sich Katelijn Schiltz und Dominic E. Delarue in ihrem Beitrag mit dem Titel „Musik und Bild im interkonfessionellen Dialog. Das Chorbuch des Ambrosius Mayrhofer für den Rat der Stadt Regensburg“ (S. 345–374) einer weiteren aus St. Emmeram stammenden Handschrift zu. Vor der Vita des Emmeramer Mönchs und späteren Abtes Ambrosius Mayrhofer deuten die Verfasser dessen Buchgeschenke und die darin greifbar werdenden „Künste als probates Kommunikationsmittel für die politische Positionierung des Klosters“ (S. 347), bei der es um gute Beziehungen zum Regensburger Rat trotz dessen anderer Konfessionszugehörigkeit ging. Das im Folgenden genauer betrachtete, exklusive Handschriftengeschenk wird als bewusster interkonfessioneller Dialog interpretiert, das Anleihen an ältere Objekte aus dem Umfeld des Regensburger Rats erkennen lässt. Bei der Textauswahl des Chorbuchs, das Musik des bayerischen Hofkapellmeisters Orlando di Lasso enthält, gibt sich eine konfessionsneutrale Intention zu erkennen. Ähnliches ist auch bei der Visualisierung des Abendmahls in den Miniaturen feststellbar, worin die Autoren keine Anbie-

derung des Mönchs an den Rat erkennen wollen, sondern ein Bemühen Mayrhoferers um eine vielschichtige Botschaft und konziliante Sicht (S. 365), die zudem die gemeinsame biblische Basis der beiden Konfessionen betont. In ihrem Fazit formulieren die Autoren die zugespitzte Aussage wonach „*man den Codex als politisch-konfessionellen Balance-Akt bezeichnen*“ (S. 374) könnte, bei dem die „*subtile Verbindung und Komplementarität von Musik, Text und Bildprogramm ... taktischem Kalkül*“ (S. 374) unterliegen.

Der voluminöse Band wird durch ein Abbildungsverzeichnis, ein Verzeichnis der Notenbeispiele sowie der Tabellen und Bibliothekssigel und ein Autor*innenverzeichnis abgerundet. Einen kleinen Wermutstropfen bildet das Fehlen eines Registers, welches in älteren Bänden der Reihe stets seinen Platz gefunden hat. Gerade ein Sach- und Personenregister wäre aufgrund des gemeinsamen Bezugsortes und des stattlichen Umfangs des Bandes eine sinnige Recherche- und Zugriffshilfe gewesen. Die enthaltenen 16 Beiträge belegen die von den Herausgebern im Vorwort apostrophierte „*herausragende Be-*

deutung“ (S. 7) St. Emmerams nachdrücklich und multidimensional, wobei v.a. die fundierten Studien zu liturgischen und musikalischen Praktiken neue Erkenntnisse bieten und bisher vernachlässigte Facetten der Klostergeschichte ergründen, die über die Abtei hinaus in Synopse mit den 2021 publizierten Resultaten einer 2017 stattgefundenen Tagung⁴ gesetzt werden können. Was trotz des Untertitels leider in den abgedruckten Beiträgen zu kurz kommt ist die Musik- und Liturgiegeschichte der Frühen Neuzeit, die nur mit dem Aufsatz von Schiltz und Delarue gestreift wird. Hier zeigt sich ein vorherrschendes Dilemma der Ordensforschung, die nicht nur bei den hier behandelten Spezialthemen, sondern auch bei breiter reflektierten Aspekten des monastischen Lebens oftmals das 16. und 17. Jahrhundert ausspart und erst, wie der 2015 zu St. Emmeram publizierte Tagungsband, mit der Epoche der Aufklärung die klösterlichen Entwicklungen wieder in den Blick nimmt. Es bleibt daher zu hoffen, dass die jüngst so vitale wie ergiebige Erforschung der Benediktinergemeinschaft auch für das konfessionelle Zeitalter fortgeführt wird.

Christian Malzer

⁴ Tagung 2017 – „Gottesdienst in Regensburger Institutionen. Zur Vielfalt liturgischer Traditionen in der Vormoderne“. Dazu der 2021 erschiene Tagungsband: Harald BUCHINGER – Sabine REICHERT (Hg.), Gottesdienst in Regensburger Institutionen. Zur Vielfalt liturgischer Traditionen in der Vormoderne (Forum Mittelalter Studien 18) Regensburg 2021.

Otloh von St. Emmeram, Von Engeln und Teufeln. Der Liber Visionum Otlohs von St. Emmeram. Lateinisch – Deutsch, übersetzt von Sabine Gäde (Mittel-lateinische Bibliothek 12) Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag 2023; XXXVIII, 141 S.; ISBN 978-3-7772-2308-7; 39,- Euro.

Mittelalterliche Visionsliteratur ist insbesondere für die Mentalitäts- und Sozialgeschichte jener Jahrhunderte höchst aufschlussreich. In diesen vergleichsweise häufig tradierten Berichten wird überliefert, was die Menschen jener Zeit träumten und damit,

was sie bewegte, wie es um ihre Lebensumstände, Einstellungen und letztlich um ihren den Alltag bestellt war.¹ Auch der Benediktinermönch Otloh, den Bernhard Bischoff „zu den interessantesten Schriftstellern des 11. Jahrhunderts“ zählte,² hat eine Reihe von

¹ Vgl. grundlegend Peter DINZELBACHER, Vision und Visionsliteratur im Mittelalter (Monographien zur Geschichte des Mittelalters 23) Stuttgart 1981 und Hedwig RÖCKELIN, Otloh, Gottschalk, Tnugdäl: Individuelle und kollektive Visionsmuster des Hochmittelalters (Europäische Hochschulschriften III,319) Frankfurt a. M./ Bern/ New York 1987.

² Bernhard BISCHOFF, Literarisches und künstlerisches Leben in St. Emmeram (Regensburg) während des frühen und hohen Mittelalters, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige (1933) S. 101–142, hier S. 115 [wiederabgedruckt in: DERS., Mittelalterliche Studien. Ausgewählte Aufsätze zur Schriftkunde und Literaturgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1967, S. 77–115, hier S. 88].

solchen Visionen hinterlassen. Zwischen 1062 und 1066 schrieb er 23 Visionsberichte mit insgesamt 25 Traumgesichtern nieder, die er zum Teil selbst erlebt hatte, die aber zum Teil jedoch auch weiteren Mönchen von St. Emmeram oder anderen Klöstern widerfahren waren. Zwar lagen diese Texte bereits in einer mustergültigen Edition vor³, es existierte jedoch bisher keine deutsche Übersetzung. Diese Lücke hat nun Sabine Gäde mit diesem Band geschlossen. Die Bearbeiterin ist dafür bestens ausgewiesen, hat sie doch bereits in ihrer Göttinger Dissertation den *Liber de temptationibus* des Emmeramer Mönches bearbeitet.⁴ Welcher Art sind nun die Texte, die man im *Liber Visionum* vorfindet? Die ersten vier Visionen sind autobiographischer Natur, Otloh hat diese Träume also selbst erlebt. Er berichtet beispielsweise von einem gesungenen Psalm, den er immer „süßer und höher“ anstimmte, was ihm die einen als „Arroganz“ auslegten (S. 9), wofür ihn andere jedoch ausdrücklich lobten, da die Musik dem Herrn sicherlich gefallen werde. Oder von nachlässigen Klerikern, die beim Abendlob weilten und denen der Herr selbst erschien, um eine höhere Konzentration in

der Andacht anzumahnen. Grundintention Otlohs war es, das wird schon bei diesen beiden Beispielen deutlich, grundsätzlich zu einer besseren Moral anzuspornen; er wolle seine Leser erbauen, so drückt er sich selbst in der Vorrede zu den Visionen aus (S. 3). Denn oft könne man „aus einem billigen Gefäß ein köstliches Getränk schöpfen“ (S. 5). Neben seinen eigenen Träumen, gibt Otloh zahlreiche Visionen anderer Menschen zum Besten. Dabei ist zu erkennen, dass er die ihm zu Ohren gekommenen Erzählungen nicht oder nur in sehr geringem Umfang bearbeitet hat. Es war ihm offensichtlich wichtig, die Berichte so zu belassen, wie sie waren, als er von ihnen erfuhr. Entstanden ist so eine bunte Sammlung, die von großem Interesse für die Mentalitätsgeschichte des Mittelalters ist. Deutlich wird etwa der Glaube, dass Unglücksfälle Strafe für eigenen Sünden seien. Die Visionen werden so zum „Zeugnis des plastischen mittelalterlichen Glaubens an die Realität des Jenseits mit seinen Strafen und Belohnung sowie der Verpflichtung, die aus dieser Realität jedem einzelnen für sein Verhalten in der Welt erwächst.“ (S. XXXIV).

Bernhard Lübbers

³ Otloh von St. Emmeram, *Liber visionum*, hg. von Paul Gerhard SCHMIDT (MGH. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters 13) Weimar 1989.

⁴ Otloh von St. Emmeram, *Liber de temptatione cuiusdam monachi*. Untersuchung, kritische Edition und Übersetzung, hg. von Sabine GÄDE (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters 29) Bern/ Berlin/ Frankfurt a. M./ New York/ Paris/ Wien 1999.

Hermann Wellner, Franz Xaver von Schönwerths Blick auf bäuerliche Lebenswelten. Die Konstruktion der ländlichen Oberpfalz um die Mitte des 19. Jahrhunderts (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft 42) Münster/ New York: Waxmann Verlag 2022; 241 S.; ISBN 978-3-8309-4334-1; 29,90 Euro.

Christine Pretzl, Sprechen im Märchen. Inszenierung von Mündlichkeit in Märchentexten des 19. Jahrhunderts (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft 106) Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Warszawa, Wien: Peter Lang 2021; 416 S.: ill.; ISBN 978-3-039101173; 79,95 Euro.

Seit 1889 besitzt das Archiv des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg den umfangreichen Nachlass ihres Ehrenmitgliedes Franz Xaver von Schönwerth (1810–1886). Auf über 30.000, oft eng beschriebene Blätter werden die 43 Faszikel geschätzt. Inspiriert durch die „Deutsche Mythologie“ der Brüder Grimm von 1835 hatte der gebürtige Amberger im Jahre 1846 begonnen, „Sitten und Sagen“ der Oberpfalz zu sam-

eln. Seine systematische, von König Maximilian II. unterstützte Sammeltätigkeit, mündete in dem, fast 1.000 Seiten umfassenden Sammelwerk „Aus der Oberpfalz – Sitten und Sagen“, das zwischen 1857 und 1859 in drei Bänden erschien. Zum 200. Geburtstag Schönwerths erfolgte 2010 eine einbändige, registermäßig gut erschlossene Ausgabe der „Sitten und Sagen“. Allerdings konnte Schönwerth zu Lebzeiten nur einen Bruchteil seiner

Sammlung publizieren und auch nach der Veröffentlichung der „Sitten und Sagen“ sammelte Schönwerth weiter. Bereits in seinem Nachruf wird auf die Fülle des noch zu veröffentlichenden Materials verwiesen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Die Masse des Materials schreckte wohl mögliche Bearbeiter ab, zumal sich die „Sitten und Sagen“ weitgehend als unverkäuflich erwiesen hatten und dem Vernehmen nach große Teile der Edition eingestampft werden mussten. Johann Baptist Laßleben verwies vor 100 Jahren in der Zeitschrift „Die Oberpfalz“ von 1922 nochmals auf den Schönwerth-Nachlass und das Desiderat seiner Veröffentlichung. Neben der auszugsweisen Publikation einzelner Schönwerth-Texte in den folgenden Jahrzehnten, etwa durch Karl Winkler im Jahre 1935, beschäftigte sich erst wieder Roland Röhrich in seiner Dissertation von 1975 intensiver mit Schönwerth, seiner Biografie und seinem Nachlass. Röhrich legte auch erstmals einen groben Überblick über die einzelnen Faszikel des Nachlasses vor. Wieder dauerte es fast 25 Jahre, bis schließlich mit der im Jahre 2009 vom ehemaligen Bezirksheimatpfleger Adolf Eichenseer (1934–2015) initiierten Schönwerth-Gesellschaft erneut eine intensivere Beschäftigung mit Schönwerth und seinem Nachlass einsetzte. Die Schönwerth-Gesellschaft hatte sich in ihrer Satzung zum Ziel gesetzt, nicht nur „Schönwerths Andenken zu fördern“ und „sein Werk einer breiten Öffentlichkeit“ bekannt zu machen, sondern auch seinen „Nachlasse weiter zu bearbeiten“. Wer heute die Homepage der Schönwerth-Gesellschaft besucht (www.schoenwerth.de), wird sehen, dass die Zielsetzung der Satzung von 2009 in vielen Bereichen umgesetzt wurde: Es gibt in der Oberpfalz inzwischen vier von oberpfälzischen Künstlern gestaltete Sagen- und Märchenwege und eine Reihe von Bänden vermitteln Teile von Schönwerths Märchensammlung einer breiten Öffentlichkeit. Dazu wurde in der Vergangenheit Schönwerths Leistung und Wirken durch zahlreiche Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit der Schönwerth-Gesellschaft bekannt gemacht.

Allerdings ließ bislang die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Schönwerth-Nachlass weiter auf sich warten und die entsprechende Sparte auf der Homepage des Vereins weist (noch) eine Lücke auf. Nach dem internationalen „Hype“ um die

„Entdeckung“ der Schönwerth-Märchen im Jahre 2012 (Schönwerth wird dabei in einem Artikel des „New Yorker“ sogar als „Anti-Grimm“ tituliert) wird Schönwerth inzwischen vor allem als Märchensammler gesehen, doch damit wird man Schönwerth bei weitem nicht gerecht. Schließlich machen die „Märlein“ in seinem Nachlass nur einen geringen Prozentsatz aus. Hermann Wellner, damals Mitarbeiter am Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft der Universität Regensburg, legte im Jahre 2014 wenigstens ein umfangreiches Repertorium des Schönwerth-Nachlasses vor. Wellner beschäftigte sich in der Folgezeit weiter mit dem Nachlass und legt nun mit seiner Dissertation, fast 50 Jahre nach dem Erscheinen der Dissertation von Roland Röhrich, eine weitere wissenschaftliche Publikation zu Schönwerth vor, der vor allem Schönwerths Blick auf bäuerliche Lebenswelten zum Thema hat.

Im ersten Teil seiner Arbeit stellt Wellner die Person Schönwerths und sein Werk in den persönlichen und zeitlichen Kontext. Außerdem erläutert er Schönwerths Zielsetzung, seine Methodik sowie die Rezeption seiner Publikationen. Da für die Zeit um 1860 mit den Bänden der „Bavaria“ und den inzwischen weitgehend publizierten „Physikatsberichten“ fast gleichzeitig zwei weitere wichtige Quellen zur Kulturgeschichte der Oberpfalz vorliegen, stellt Wellner diese beiden Quellen Schönwerths Forschungen und seinen Ergebnissen gegenüber und analysiert dabei auch die unterschiedliche Methodik, Intention sowie die Provenienz der Gewährsleute und deren Quellen. Allerdings stellt Wellner in seiner Einleitung grundsätzlich fest, dass die „Sitten und Sagen“ nicht als „Quelle dazu dienen können, die tatsächlichen Lebensverhältnisse adäquat abzubilden“. Doch auch die zum Vergleich herangezogenen Texte der „Bavaria“ und die Physikatsberichte zeichneten ein sehr subjektives Bild der Oberpfalz. Die behandelten Beschreibungen im Hauptteil müssten vielmehr als „reproduzierte Narrative“ verstanden werden, die durch die jeweiligen Intentionen der Texte geprägt seien. Im Hauptteil seiner Dissertation gilt Wellners Blick einzelnen Aspekten der „bäuerlicher Lebenswelten“ wie sie Schönwerth sah: Das dörfliche Leben mit individuellen Lebensumständen der Bewohner von der Wiege bis zur Bahre, familiäres Zusammenleben in vorgegebenen Wohn-

strukturen, bäuerliches Arbeiten und geschlechterspezifische Rollenzuschreibungen, Glaubensvorstellungen und die grundsätzliche Rolle der (katholischen) Kirche sowie der Umgang mit alltäglichen Gefahren und deren mögliche Abwehr. Dabei wertet Wellner neben den entsprechenden Faszikeln des Nachlasses vor allem den ersten Band der „Sitten und Sagen“, nachdem die beiden Folgebände vor allem Sagen enthalten. In seiner abschließenden Wertung befasst sich Wellner kritisch mit Schönwerths Konstruktion von Kontinuitäten, vor allem vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Umbruchs, der sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vollzog, beginnend mit der gestiegenen Mobilität durch die Eisenbahn (zufällig wurde die erste Eisenbahnlinie der Oberpfalz mit der Strecke Regensburg – Schwandorf – Amberg – Nürnberg am 12. Dezember 1859 eröffnet) und die Anfänge der Industrialisierung in den Städten. Sie sollten schließlich auch auf dem flachen Land Wirkung zeigen. Doch ist Schönwerths Werk und seine Interpretation von Sprache, Sage und Brauchtum als „Germanisch“ bzw. der „deutschen Vorzeit“ vor dem Hintergrund der Brüder Grimm mit ihrer „Deutschen Mythologie“ oder den „Rechtsaltertümern“ zu sehen, auf die sich Schönwerth in den „Sitten und Sagen“ ausdrücklich bezieht. Die Ansichten aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – Schönwerth war schließlich beileibe nicht der Einzige, der sich die Anschauungen der Brüder Grimm zu eigen machte – sind inzwischen durch die Forschung längst korrigiert. Die Ansicht, dass das „Oberpfälzische“ direkt vom „Gotischen“ abstamme wurde schon zu Lebzeiten Schönwerths widerlegt. Dabei zeichnet Schönwerth nach Wellner in den „Sitten und Sagen“ ein „homogenes und an vielen Stellen romantisierendes Bild oberpfälzischen Lebens“. Die dargestellten Kategorien bewegen sich allerdings oft auch im Spannungsfeld von Kontinuität und Mythologisierung. Kerninhalte der beschreibenden Materialien in Schönwerths Werk seien zudem die Betonung des katholischen Glaubens, die Kulturkritik und die Konstruktion des „Raumes der Oberpfalz“. Schönwerth verbindet diese Darstellung allerdings auch mit massiver Kritik an der Gegenwart und fordert angesichts der Veränderung zur Bewahrung des Vergangenen auf. Schönwerth sei es, so Wellner, nicht um die tatsächliche Beschreibung bäuerlicher

Lebensbedingungen in der Mitte des 19. Jahrhunderts gegangen, sondern um die „Rekonstruktion einer vermeintlichen Vergangenheit“, die mit der Angst vor dem nahenden Verlust „alten Wissens“ und dem Wunsch nach dessen Bewahrung einhergeht. Im Fokus seiner Arbeit steht bei Schönwerth, verbunden mit einem gewissen Lokalpatriotismus, immer die Oberpfalz als eigenständige Region, was sich auch durch die sprachlichen Eigenheiten des Oberpfälzischen ausdrücke. Wellner ist es gelungen, nicht nur den Nachlass aufzuschließen, sondern er setzt mit seiner Dissertation neue Maßstäbe zur Beschäftigung mit Schönwerth, seinem wissenschaftlichen und persönlichen Hintergrund sowie seinem zeitgenössischen und kulturgeschichtlichen Umfeld. Zudem stellt er Schönwerths Darstellung der bäuerlichen Lebenswelten in den Kontext der entsprechenden Abschnitte des Oberpfalzbandes der Bavaria und der Physikatsberichte. Allerdings habe ich im umfangreichen Literaturverzeichnis Eberhard J. Wormers Dissertation über „Alltag und Lebenszyklus der Oberpfalz im 19. Jahrhundert“ von 1988 vermisst, die sich ja, ähnlich wie Wellner, mit der „Rekonstruktion ländlichen Lebens“ um 1860 beschäftigt und dabei ausführlich die zitierten Physikatsberichte von 1858-1861 auswertet. Nach der Lektüre der Dissertation von Hermann Wellner wird man künftig sowohl Schönwerths „Sitten und Sagen“ als auch seinen Nachlass mit anderen Augen sehen müssen. Trotz der Abstriche bleibt die große Bedeutung der Sammeltätigkeit Schönwerths und seines Nachlasses aber weiter unbestritten, schließlich zählt der Nachlass nach dem Urteil von Daniel Dracsek für die Erzähl- und Alltagskultur der breiten Bevölkerung „zu den größten und bedeutendsten seiner Art in Deutschland“ und nach Gudrun Alzheimer bleibt vom Werk Schönwerths nach Bereinigung der zeittypischen und längst überholten Interpretation noch eine Fülle von Belegmaterial, das sonst dem Vergessen preisgegeben wäre. Der Schönwerth-Nachlass bietet also noch eine ganze Reihe von Themen, die sich künftiger wissenschaftlicher Beschäftigung erfreuen sollten, zum Beispiel sein „Mundartwörterbuch“. Die inzwischen begonnene Digitalisierung des Nachlasses sowie seine noch tiefere Erschließung wird diese nahezu unerschöpfliche Quelle künftig sowohl für die Kulturwissenschaft, die Sprachwissenschaft als auch für

die Ortsgeschichtsforschung zahlreiche weitere neue Erkenntnisse liefern.

Fast gleichzeitig zur Dissertation von Hermann Wellner im Fach Vergleichende Kulturgeschichte legte Christine Pretzl auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft, ebenfalls an der Universität Regensburg, eine Habilitationsschrift vor, die sich gleichfalls mit Schönwerth beschäftigt und einen weiteren Aspekt von Schönwerths Sammeltätigkeit behandelt: Seine Märchensammlung. Neben bislang unbekanntem Märchentexten aus dem Volksmund der Oberpfalz und vermutlich aus weiteren gedruckten Märchensammlungen enthält Schönwerths Nachlass eine Reihe von Märchentexten, die aus der Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm stammen. Pretzl vergleicht in ihrer Habilitationsschrift „Sprechen im Märchen“ etliche darin enthaltene Märchenversionen der „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm mit überlieferten Texten aus der Sammlung Schönwerth. Neben den in drei Bänden gedruckten „Sitten und Sagen“ bildet die Märchensammlung einen bedeutenden Teil des Nachlasses. Bereits in den 1950er/1960er Jahren hat das „Marburger Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“ Abschriften der Schönwerth-Märchen erstellt. Die Sensationsmeldung des englischen „Guardian“ vom 5. März 2012, in Deutschland seien „500 neue Märchen“ gefunden worden, war für Insider keine Neuigkeit mehr. In den letzten Jahren legte Erika Eichenseer, die sich mit ihrem Mann Adolf Eichenseer seit vielen Jahren mit Schönwerth und seinem Werk beschäftigt, in einzelnen thematischen Sammlungen eine Reihe von Schönwerth-Märchen aus dem Nachlass vor: Themen sind Tiermärchen, Schauermärchen, Liebesmärchen, Waldmärchen, Wassermärchen. Teile ihrer ersten publizierten Märchensammlung aus der Schönwerth-Sammlung, „Prinz Roßzwiesel“ (2010), machten die Schönwerth-Märchen zudem international bekannt und erfuhren zwischenzeitlich sogar Übersetzungen ins Englische, Italienische, Spanische und Slowenische. Weitere Übersetzungen in andere Sprachen sollen künftig folgen. Pretzl geht es in ihrer Habilitationsschrift „Sprechen im Märchen“ vor allem um einen Vergleich zwischen „Schriftlichkeit“ und „Mündlichkeit“ in einigen Märchen der Brüder Grimm, wie dort Mündlichkeit inszeniert wird und zieht dabei den Vergleich zu

den im Nachlass von Franz Xaver Schönwerth aufgezeichneten Märchen zur gleichen Thematik. Schließlich finden sich im Nachlass zahlreiche Verschriftungen reorganisierter Märchentexte der Brüder Grimm. Bei Schönwerth besteht zudem die Möglichkeit die weitgehend an einer Mündlichkeit orientierten Überlieferung mit der verschriftlichten Version zu vergleichen. Zwischen der Erstausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ von 1810 und der siebten und letzten Auflage von 1857 erfolgten durch die Brüder Grimm zahlreiche textliche Veränderungen, zuletzt allein durch Wilhelm Grimm. Der Abdruck der Grimmschen Märchen, vor allem in Schullesebüchern, führte zur schnellen Verbreitung der Märchentexte. Im Gegensatz zu den Schönwerth-Märchen liegen zu den Grimmschen Märchen so gut wie keine Aufzeichnungen der Vorlagen vor, da die Brüder Grimm ihre Quellen nur in Ausnahmefällen überliefert haben. Die schriftlich überlieferten Schönwerth-Märchen stehen dabei der ursprünglichen mündlichen Version offenbar weit näher, als es bei den Grimmschen Märchen der Fall zu sein scheint. Bei den von Schönwerth überlieferten Grimm-Texten besteht nun die Möglichkeit, die überlieferte ursprüngliche Mündlichkeit der Texte der Gewährspersonen und die durch Schönwerth überlieferte Version den gedruckten Grimm-Märchen gegenüberzustellen.

Pretzl geht es in ihrer „kulturwissenschaftlich orientierten Linguistik“ um die Mündlichkeit im Märchen und sie analysiert dabei in den jeweiligen „Redeszenen“ der Märchentexte die „Erzählerrede“ und die „Figurenrede“. Es stellt sich grundsätzlich die Frage, mit welchen Mitteln „Nähesprachlichkeit“ in Märchentexten des 19. Jahrhunderts inszeniert wird. Dabei nutzt Pretzl eine bislang unerschlossene Vergleichsebene: Im Nachlass von Franz Xaver Schönwerth finden sich zahlreiche Originalmanuskripte zur Verschriftung ausgewählter „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, wie sie im ländlichen Umfeld der Oberpfalz mündlich weitergegeben wurden. Insgesamt geht es um die Frage der Inszenierung von Mündlichkeit sowie die Funktion von Redeszenen im Verlauf des Handlungsgeschehens zwischen Oralität und Literalität. Dabei vergleicht Pretzl in den einzelnen Motivkomplexen sämtliche Redeszenen, die in mehreren Textvarianten der beiden Provenienzen vor-

liegen. Die Sprechhandlungsmuster verweisen auf die jeweilige Sprach- und Alltagskultur. Analysiert wird zudem die Wiedergabe (direkte Rede, indirekte Rede, erzählte Rede) sowie die „Sprechhandlungsabsicht“, unterschieden jeweils nach der jeweiligen rahmenbildenden „Makrosituation“ und der „Mikrosituation“, welche die Gestaltung der Redewiedergaben in der vermeintlich individuellen Ausdrucksweise der handelnden Figuren selbst fokussiert. Diese linguistische Herangehensweise lässt vielfältige Schlüsse auf die Einstellung des jeweiligen Sprechers zum Gesagten zu. Analysiert werden insgesamt sieben Märchen: Das tapfere Schneiderlein, Däumlings Wanderschaft, Mädchen ohne Hände, Die böse (Stief-) Mutter, Mädchen sucht seinen Bruder, Brüderchen und Schwesterchen und Aschenputtel. In der „Vorerklärung“ interpretiert Pretzl „Sprechen als Handeln“, informiert über die Entstehungsgeschichte der Textsorte Märchen sowie über die Bedeutung des Lesens als Kulturfertigkeit. Ein weiteres Thema ist das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im 19. Jahrhundert, vor allem vor dem Hintergrund gesellschafts- und sprachgeschichtlicher Veränderungen. Im anschließenden Teil stellt sie ihre beiden Hauptquellen in Leben und Werk vor, wobei sie die Arbeit der Brüder Grimm als „Konstituierung des Bürgertums“ klassifiziert, während sie die Sammeltätigkeit Schönwerths vor dem regionalen bäuerlich-ländlichen Hintergrund interpretiert. Mit der Herausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ durch Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) entstand der „Prototyp“ des Märchens, von den Brüdern selbst als „Volkspoesie“ bezeichnet. Allerdings betont die Grimmforschung inzwischen die weitreichende literarische Überarbeitung der vorliegenden Märchentexte.

Methodisch legt Pretzl einen linguistischen Ansatz der einzelnen „Redeszenen“ vor. Sie analysiert die sprechenden Personen nach Alter, Geschlecht und sozialem Status, interpretiert die Wiedergabe der Texte nach direkter Rede und indirekte Rede und ermittelt jeweils die „Sprechhandlungsabsicht“. Den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm, einem „Kulturgut deutscher Sprache“, stehen also die bislang unveröffentlichten Skizzen Oberpfälzischen Erzählguts zum gleichen Thema gegenüber. Doch die eigentlich ungleiche Gegenüberstellung der jeweiligen Märchentexte leistet einen wesentlichen Forschungsbeitrag, denn nach den linguistischen Untersuchungen von Christine Pretzl enthalten die untersuchten Grimm'schen Märchen sehr wohl Kennzeichen von Mündlichkeit, und zwar bereits in der handschriftlichen Urfassung von 1810 (soweit vorliegend) bis hin zur letzten Ausgabe von 1857. Zudem wird deutlich, dass bestimmte Märchentexte der Brüder Grimm den mündlichen Quellen offenbar deutlich näherstehen, als bisher von der Märchenforschung angenommen. Damit steht Pretzl im Widerspruch zur gängigen Grimmforschung, die in den Kinder- und Hausmärchen keine oder nur geringe Spuren der ursprünglichen Mündlichkeit sehen will und die weitreichende literarisierte Überarbeitung der Märchentexte postuliert. Damit leisten Schönwerth und seine Märchen-Sammlung posthum einen wichtigen Beitrag zur Germanistik und zur Grimm-Forschung.

Es bleibt zu hoffen, dass sich mit der Digitalisierung des Nachlasses künftig weitere Wissenschaftler/innen auch über Regensburg hinaus mit Schönwerth und seinem Werk beschäftigen und sich die leere Seite auf der Homepage der Schönwerth-Gesellschaft mit Hinweisen auf weitere wissenschaftliche Publikationen zu Schönwerth, füllen möge.

Alfred Wolfsteiner

Martin Priller – Matthias Effhauser – Klaus Unterburger (Hg.), *Eine bewegte Zeit. 150 Jahre Priesterausbildung im Seminar am Bismarckplatz, Regensburg*: Verlag Schnell & Steiner 2022; 352 S.: ill.; ISBN 978-3-7954-3744-2; 35,- Euro.

Als am 27. Juni 1872 das Regensburger Klerikalseminar in die umgebauten Räume des ehemaligen Schottenklosters einzog, mutete das in der Öffentlichkeit wie eine Verbesserung der Priesterausbildung an. Geeignete Räume für das Führungspersonal der Kirche

schiene(n) mehr als plausibel. Und dennoch verbindet sich damit eine dramatische Wende in der Priesterausbildung: zum einen hatte der Regensburger Bischof Ignatius von Senestrey (1818–1906) das ehemalige Benediktinerkloster einfach säkularisiert und in die bi-

schöffliche Verfügungsgewalt gebracht. Nun beauftragte er seinen Dombaumeister Franz Josef Denzinger (1821–1894), das Gebäude radikal umzubauen und es in eine „Priesterkaserne“ zu verwandeln. Damit hatte er eine totalitäre Anstalt geschaffen, in der bald auch die Ausbildung straff und militärisch organisiert wurde. Missliebige Erzieher und Ausbilder wurden einfach entlassen, die Alumnen am Herzoglichen Georgianum in München wurden nach Regensburg beordert, um sie dem Einfluss liberaler Professoren zu entziehen. Freilich war Senestrey nicht der Erfinder dieses Modells, es gab ein Vorbild: Bischof Karl August Graf von Reisach (1800–1869) im Bistum Eichstätt.

Reisach griff für sein Vorgehen den Seminarartikel des bayerischen Konkordats von 1817 auf und fand darin den Terminus „juxta normas Concilii Tridentini.“ Er behauptete, der bayerische Staat habe sich durch das Konkordat verpflichtet, die Klerusbildung im Sinne des Konzils von Trient zu regeln. Unter tridentinischem Seminar verstand Reisach eine ausschließlich kirchliche Anstalt mit eigenem Schulwesen. Eine kulturpolitische Restaurationsphase Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts unter Innenminister *Karl von Abel* ließ ihn sein Vorhaben auch erreichen: so wurde in Eichstätt von ihm ein Knabenseminar errichtet, in das dann 1843 das Lyzeum nur integriert zu werden brauchte. Die Statuten des Seminars bestimmten, dass die Priesteramtskandidaten auch in den Ferien nicht nach Hause fahren durften. Begründet wurde dies mit dem Glaubensabfall selbst in den katholischen Familien und im Klerus.

Das Seminar als „totale Institution“ war geboren. Mit der Vorstellung der Konzilsväter von Trient hatte es nicht mehr viel gemein, eher entsprach es der Gettomentalität des 19. Jahrhunderts. Seminar bedeutete nicht nur die spirituelle Seite der Priesterbildung, sondern das Ineinander von schulischer und aszetischer Formung. Dieses Ineinander wurde nun zu einem Modell der absoluten Geschlos-

senheit: der Regens war zugleich Rektor des Lyzeums. Alle anderen Einflussgrößen wurden eliminiert.

Nun wäre diese Entwicklung des Eichstätter Seminars durchaus Episode geblieben, hätte es Reisach nicht als normatives Modell für die Klerusbildung in ganz Deutschland beansprucht. Auf der Würzburger (1848) und Freisinger Bischofskonferenz (1850) hielt er seine Mitbischöfe zu ähnlichem Vorgehen an. Als ihn die bayerische Regierung wegen dieser Initiativen zum Kardinal nach Rom „weglobte“, steigerte er dort noch seinen Einfluss auf die Klerusbildung: so war ihm das „Tübinger Modell“ ein Dorn in Auge, das er im Zusammenwirken mit dem Rottenburger Regens Joseph Mast beseitigen wollte. Joseph Mast wurde unter Senestrey zum Spiritual im Regensburger Klerikalseminar berufen.

Der Münchner Kirchenhistoriker Klaus Unterburger, der auch Herausgeber dieser Festschrift ist, arbeitet diese Zusammenhänge für das Bistum Regensburg nun minutiös auf. Ob diese Tendenzen der Gründerzeit heute noch fort dauern, wäre einer Reflexion wert gewesen. Stattdessen finden sich in der Festschrift Impressionen aus verschiedenen Generationen mit vorwiegenden Alltagsbeobachtungen, die Beschreibung des Priesterseminars als „Papstresidenz“ (Papst Benedikt XVI. war zweimal im Haus zu Besuch), die Beschreibung der liturgischen Räume und des Bildungsprogramms. Die Ausstattung ist opulent, viele Bilder zieren den Band. Bischof Voderholzer setzt sich in seinem einleitenden Beitrag mit den Thesen des Bonner Neutestamentlers Martin Ebner auseinander, der vom Neuen Testament aus den heutigen Priesterstand nicht legitimiert sieht. Voderholzer findet es „unbegreiflich“, dass dessen Thesen in der kirchensteuerfinanzierten Münchner Kirchenzeitung einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich wurden. Dass so etwas in Regensburg nicht möglich wäre, ist gewiss und zeugt noch heute vom Geist Senestreys in der Leitung der Diözese.

Erich Garhammer

Gerda Adlhoch, Jakob Weinbeck. Spuren eines Lebens in Donaustauf 1882–1967; 128 S.: ill.; ISBN 978-3-95587-422-3; 19,90 Euro.

Wenn man das Buch „Jakob Weinbeck – Spuren eines Lebens in Donaustauf“ von Gerda Adlhoch in die Hand nimmt, fallen zunächst die Abbildungen auf der Titelseite ins Auge. Schwarzweißfotos von Männern in in-

zwischen veralteten Uniformen, eine junge Frau im langen Sonntagskleid, eine Familie mit mehreren Kindern, ein Militärpass von 1902 und das Mitgliedsbuch der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, datiert vom

11. November 1928. Nichts Außergewöhnliches also – Erinnerungen an einen Mann, der Ende des 19. Jahrhunderts in der Oberpfalz geboren wurde und durch die geschichtlichen Entwicklungen in Deutschland bis zu seinem Tod 1967 „kein einfaches Leben hatte“, wie der Donaustauffer Bürgermeister Jürgen Sommer im Vorwort des Buches schreibt. Anscheinend hatte Jakob Weinbeck also ein Schicksal wie viele andere aus dieser Epoche. Trotzdem hat sich seine Enkelin ausführlich mit dem Leben ihres Großvaters beschäftigt und herausgefunden ist die Biographie eines Mannes, bei der Gerda Adlhoch immer wieder die privaten Ereignisse und Veränderungen im Leben ihres Vorfahren mit den historischen Hintergründen der entsprechenden Jahre verknüpft. Dabei hat sie offensichtlich sehr sorgfältig recherchiert und die verschiedensten Quellen verwendet. Angefangen mit privaten Dokumenten aus dem Fundus der Familie über regionale Zeitungstexte bis hin zu Sitzungsprotokollen des Gemeinderats Donaustauf – vieles aus Unterlagen der Staatsarchive Amberg, München und des Stadtarchivs Regensburg.

Der Inhalt des Buches ist chronologisch in fünf Kapitel gegliedert: Die Kaiserzeit – Die Weimarer Republik – Das Ende der Weimarer Republik – Die NS-Zeit 1933–1945 – Die Nachkriegszeit.

Jakob Weinbeck wird 1882 in Donaustauf in einfachen bäuerlichen Verhältnissen geboren. Nach dem tragischen Unfalltod seines jüngeren zweijährigen Bruders wächst er als Einzelkind auf. Mit 16 Jahren beginnt er eine Ausbildung als Maurer – ein Beruf, den er sein ganzes Leben hindurch ausüben wird. Nach der damals verpflichtenden militärischen Grundausbildung geht er wiederholt als Saisonarbeiter nach Dachau, später auch nach München. In diese Zeit fällt eine Episode in Jakob Weinbecks Leben, die in der Familie ein „gut gehütetes Geheimnis“ war, wie die Autorin es selbst formuliert. Der Großvater wird im Sommer 1911 wegen eines Messerangriffs in einem Donaustauffer Wirtshaus zu einer sechsmonatigen Haftstrafe verurteilt. Diese muss er im Nürnberger Zellengefängnis absitzen, der gleichen Haftanstalt, in der die Alliierten nach Kriegsende die Angeklagten des NS-Regimes inhaftieren werden. 1913 heiratet er Maria Kollmannsberger, mit der er sieben Kinder haben wird. Gerda Adlhoch ist die Tochter von Bar-

bara, der Jüngsten von ihnen. Den Ersten Weltkrieg überlebt er an der Front in Frankreich, während zwei Brüder seiner Frau ums Leben kommen. Von seinem gefallenen Schwager Joseph Kollmannsberger ist ein beeindruckendes Tagebuch mit dessen Kriegserlebnissen erhalten geblieben. In der beginnenden Weimarer Republik fasst Weinbeck den Entschluss, sich auf lokaler Ebene politisch zu betätigen. Er kandidiert 1924 für den Donaustauffer Marktgemeinderat und wird auf Anhieb gewählt. In den folgenden Jahren engagiert er sich mit großem Einsatz für sein politisches Amt und entschließt sich am 11. November 1928 Mitglied der SPD zu werden. Die Machtübernahme Adolf Hitlers am 30. Januar 1933 verändert die politische Landschaft in Deutschland und auch die Situation im Gemeinderat Donaustauf. In der Sitzung vom 31. März 1933 soll der 2. Bürgermeister aus der SPD sein Amt niederlegen und ein weiteres SPD-Gemeinderatsmitglied ausgeschlossen werden. Dies ist der Augenblick, in dem Jakob Weinbeck eingreift und anfragt, ob für diese Entscheidungen überhaupt eine schriftliche Begründung vorliege, was verneint werden muss. Gerda Adlhoch schreibt: „Die Wut meines Opas war groß.“ Das Ergebnis ist sein sofortiger Rücktritt, dem sich fünf seiner Kollegen aus der SPD anschließen. Bei der anschließenden aufgetragenen Diskussion im Wirtshaus kritisiert Jakob Weinbeck vehement die Anordnungen der NSDAP. Am nächsten Tag wird er in sogenannte „Schutzhaft“ genommen, allerdings ist er einige Tage später wieder frei. Diese Tatsache wird im Kapitel „Nachkriegszeit“ dadurch erklärt, dass ihn der neue NSDAP-Bürgermeister Dr. Brandl vor einer Überstellung in ein Konzentrationslager beschützt hat. In den folgenden Jahren der NS-Herrschaft leistet Jakob Weinbeck keinen offenen Widerstand mehr, um sich und seine Familie nicht zu gefährden. Dennoch holt die nationalsozialistische Politik die Weinbecks wieder ein. Während des Zweiten Weltkriegs 1943 kommt Sohn Jakob mit 20 Jahren auf der Krim ums Leben, auch ein Schwiegersohn fällt in Italien. Nach dem Ende des Krieges findet auf Anweisung der Alliierten die sogenannte Entnazifizierung der deutschen Bevölkerung statt. Bei dem Spruchkammerprozess gegen Dr. Brandl, den Donaustauffer Bürgermeister von 1933 bis 1937, gibt Jakob Weinbeck eine entlastende Er-

klärung ab, die beweist, dass dieser ihn vor dem KZ bewahrt hat. Auch die SPD Donau-stauf setzt sich für Brandl ein, sodass er letztendlich nur als „Mitläufer“ eingestuft wird. Im letzten Kapitel geht Gerda Adlhoch vor allem auf den weiteren Lebensweg der Weinbeckschen Kinder ein und versäumt es nicht, darauf hinzuweisen, dass ihr Großvater auch noch in seinen letzten Lebensjahren ausgesprochen politisch interessiert und diskutierfreudig war. Am Schluss bietet die

Autorin eine Zeittafel zum Leben Jakob Weinbecks und militärische Daten aus seinem Militärpass aus dem Ersten Weltkrieg. Nachdenklich machen sollte eine Vision Gerda Adlhochs im Nachwort ihres Buches. Sie stellt sich vor, wie eine Büste ihres Großvaters einen Platz in der Donaustauffer Walhalla gefunden haben könnte. Die Inschrift würde lauten: „In Erinnerung an den Donaustauffer Gemeinderat, der am 31. März 1933 gegen Willkür mutig Widerstand leistete.“

Eva Paul

*Dominik Bohmann, Französisches Leben im Lager Regensburg. Ein Mikrokosmos im Licht der Gefangenenzeitung *Le Pour et le Contre* (1916/17) (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 3) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2021; 407 S.; ISBN 978-3-7917-3081-3; 39,95 Euro.*

Dominik Bohmann betrachtet in seiner 2019 an der Fakultät für Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Universität Regensburg eingereichten Dissertation einen bislang wenig erhellten Aspekt der Regensburger Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts. Ist bereits diese Epoche der Stadtgeschichte im Vergleich zum Mittelalter oder zur Frühen Neuzeit unterbelichtet, so ist es zunächst der Aufmerksamkeit des Antiquars Reinhard Hanusch zu verdanken, einen kaum bekannten Quellenkorpus für die Forschung gesichert zu haben: Eine Zeitung französischer Kriegsgefangener aus einem während des Ersten Weltkriegs am Unteren Wöhrdt bestehenden Kriegsgefangenenlager. Dessen Fund griffen Dr. Bernhard Lübbers und Prof. Dr. Isabella von Treskow auf, und werteten erstmals die *Le Pour et le Contre* betitelte Zeitung aus und ermittelten in ersten, von der Stadt Regensburg unterstützten Forschungsprojekten die Kontexte.¹

In seiner Dissertation widmet sich Bohmann der Frage, was es bedeutete, Kriegsgefangenschaft in Regensburg zu erfahren und wie sich dies in *Le Pour et le Contre*

widerspiegelte (S. 14). Während des Weltkriegs gerieten mindestens 6,6 Millionen Militär- und Zivilpersonen in Gefangenschaft bzw. Internierung. Allein im Deutschen Reich waren etwa 2,5 Millionen Menschen in schlussendlich 175 Stammlagern untergebracht. Eines dieser Lager mit etwa 2.500 Kriegsgefangenen befand sich in Regensburg. Am 27. August 1914 kamen die ersten 250 gefangenen französischen Soldaten in die Stadt, wie der *Regensburger Anzeiger* des folgenden Tags berichtete (S. 81). Neben den Franzosen befanden sich auch Angehörige anderer kriegsteilnehmender Nationen im Lager: Italiener, Rumänen, Serben und vor allem Russen, für die beispielsweise der Geistliche Joseph Lippl, Professor am königlichen Lyzeum, als Übersetzer regelmäßig tätig war.² Über diese nicht-französischen Gefangenen scheint nahezu nichts bekannt zu sein.

In der Einleitung (S. 11-57) stellt Bohmann seine Methodik dar, bei der er sich der zentralen Quelle – eben der Zeitung *Le Pour et le Contre* – auf drei Wegen nähert: Einerseits nimmt er sie als formale Quelle für die

¹ Aus der Fülle von Publikationen seien nur zwei hervorgehoben: Bernhard LÜBBERS – Stefan REICHMANN (Hg.), *Regensburg im Ersten Weltkrieg. Schlaglichter auf die Geschichte einer bayerischen Provinzstadt zwischen 1914 und 1918* (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 10) Regensburg 2014, ²2015; Isabella von TRESKOW – Bernhard LÜBBERS (Hg.), *Kriegsgefangenschaft 1914–1919. Kollektive Erfahrung, kulturelles Leben, Regensburger Realität*. Regensburg (Kulturgeschichtliche Forschungen zu Gefangenschaft und Internierung im Ersten Weltkrieg 2), 2019.

² Andreas BECKER, *Das Regensburger Lyzeum Albertinum während des Ersten Weltkriegs*, in: VHVO 156 (2016), S. 305–336, bes. S. 330.

lokale Lagergeschichte wahr, andererseits deutet er sie als „Medium eigenen Rechts“, wobei die Akteure und die Rahmenstrukturen des Phänomens Lagergefangenschaft eine wichtige Rolle spielen. Ferner wird die Zeitung als Bestandteil einer spezifischen Lagerkultur im Zusammenspiel mit anderen kulturellen Betätigungsfeldern wie Musik, Theater und Sport betrachtet.

Im zweiten Kapitel skizziert Bohmann die „Kriegsgefangenschaft in Deutschland 1914–1919“ (S. 58–80) und liefert Zahlen, benennt Strukturen und allgemeine Phänomene, wie das Einwirken des Internationalen Roten Kreuzes oder auch die Kriegsgefangenenarbeit, einer fast verdrängten Form der Zwangsarbeit, ohne die während des Weltkriegs die deutsche Kriegswirtschaft vermutlich zusammengebrochen wäre. Im dritten Kapitel untersucht Bohmann vor diesem Hintergrund das Phänomen der „Gefangenschaft in Regensburg“ (S. 81–125). Dabei zeichnet er ein lebhaftes Bild des Alltagslebens der Gefangenen und ihre Einbindung in die bayerische Kriegsgesellschaft. Er liefert aufschlussreiche Beispiele zum Umgang der Oberpfälzer und der Regensburger Bevölkerung mit den Kriegsgefangenen, die einen Sinn für einen menschlich-pragmatischen Umgang miteinander zeigten. So wurden beispielsweise die Eilsbrunner dafür gerügt, dass sie französische Kriegsgefangene bei ihrer traditionellen Winterschlittenfahrt mitmachen ließen (S. 114). Insbesondere Frauen war der Umgang mit den Gefangenen stärker reglementiert und ein zu enger Umgang (vom bloßen Reden mit Gefangenen auf Französisch bis hin zu intimen Beziehungen) wurde besonders hart bestraft. Weibliches Verhalten wurde sogar im Zuge von Propagandadarstellungen als mitursächlich für die Niederlage der angeblich „im Felde unbesiegt“ gebliebenen Männer verunglimpft (S. 117).

In Kapitel 4 rückt der Verfasser die Lagerzeitung *Le Pour et le Contre* in den Untersuchungsmittelpunkt (S. 126–189). Dabei greift er intensiv auf Vergleiche zu anderen Lagerzeitungen aus Landsberg, Amberg, Grafenwöhr, Hammelburg, Ingolstadt und Würzburg zurück. Formell handelte es sich um eine Zeitung von und für Gefangene, mit einer mittelgroßen Auflage von 500 bis 1.000 Stück, die von Juli 1916 bis März 1917 erschien, als sie im Zuge eines allgemeinen Verbots von Lagerzeitungen eingestellt wer-

den musste. Etwa 40 Verfasser trugen zu ihr bei. Sie waren überwiegend Angehörige der sozial gehobenen Mittelschicht: ein Geistlicher, Anwälte, ein Verlegersohn, Architekten, Musiker, Lehrer, kurz: eine „elitäre Gruppe für die breite Masse“ (S. 187). Die Zeitung stellte, so eine der zentralen Thesen Bohmanns, ein Abbild der vertrauten Kulturwelt dar, deren Imitation den Gefangenen gestattete, über ihre Lage zu reflektieren und nach der Ohnmacht der Gefangennahme als Soldat wieder ein positives Selbstbild aufzubauen – auch weil sie durch kulturelle Betätigung wieder ihre zivile Identität entdeckten. Inhaltlich bot die Zeitung für Kriegsgefangene relevante Informationen etwa über die Haager Landkriegsordnung oder das Internationale Rote Kreuz, Nachrichten, Interviews mit Lagerprominenten, Lyrik bis hin zum Kreuzworträtsel. Neuankömmlinge wurden begrüßt, was sicherlich zur Stärkung gemeinsamer Identität beitrug. Viele behandelte Themen drehten sich um die Frage der Männlichkeit, da die Kriegsgefangenen in ihrem Heimatland sehr häufig als verweichlichte Feiglinge und Drückeberger diffamiert wurden (besonders S. 168–179). Zugleich diente die Zeitung dezidiert als Gedächtnisstütze und Anekdotensammlung für die Nachkriegszeit. So wird über die Kälte bei der Arbeit im bayerischen Wald berichtet (S. 186), den Besuch russisch-orthodoxer Priester für einen Gottesdienst (S. 181) und auch über Helden, wie jenen russischen Gefangenen, der drei Kinder aus dem Fluss rettete (S. 182).

Kapitel 5 widmet sich einer besonderen Eigenart der Regensburger Lagerzeitung. Die in der Zeitung geäußerten Erklärungsversuche und Änderungsvorschläge im Hinblick auf die demografische Entwicklung, die Frankreich erlebte, und der zunächst mehr oder weniger subtil unternommene Versuch einer katholischen Missionierung, boten Anlass zu einer über eine ganze Anzahl von Ausgaben durchgehaltene Diskussion. In ihr traten die gesellschaftlichen Spannungen, die das Vorkriegsfrankreich prägten – hier die katholischen Monarchisten, die die Tradition betonten, dort die antiklerikalen Republikaner – wie in einem Brennglas zu Tage. Ob sie nachhaltigen Erfolg hatte oder nicht, kann der Verfasser im Rahmen seiner Schrift nicht sagen, doch das Nachkriegsfrankreich war religiöser als das des *fin de siècle*, insbesondere durch das Totengedenken, mit dem eine

Sinngebung für das (üb)erlebte jahrelange Blutbad gesellschaftlich versucht wurde. (S. 190–247).

In den Kapiteln 6 bis 8 fokussiert Bohmann seine Untersuchung auf kulturelle Betätigungsmöglichkeiten der Kriegsgefangenen in den Bereichen Musik (S. 248–273), Theater (S. 274–314) und Sport (S. 315–348), jeweils eingebettet in die Vorkriegsentwicklungen. Das Ausleben der psychischen Belastungen und der identitären Krisen in der Kriegsgefangenschaft durch kulturelle Betätigung oder Rezeption beispielsweise im Lagertheater ermöglichte den Kriegsgefangenen mit ihrer Situation besser fertigzuwerden. Das Lagertheater umfasste 444 Sitze und 300 Stehplätze, dort trat die Theatergruppe der Ratis-Bouffes unter Leitung von Paul Lasternas auf. Es bestand auch ein Acapella-Chor, der vom Wirken des Regensburger Kirchenmusikers Michael Heller beeinflusst war (S. 259 f.) und das Lagerorchester der Ratis-Boum-Boum unter Leitung von René Lefébure. Es spielte ein ausgesprochen breites Repertoire, dessen Aufführungen auch Stücke deutscher Künstler und Schriftsteller wie Heinrich Heine oder Richard Wagner umfasste. Die Stücke waren von den Organisatoren mit Bedacht gewählt, ermöglichten sie doch

beispielsweise das regelmäßige Spielen der Marseillaise zur Stärkung der eigenen Identität.

In seinem Fazit sieht Bohmann die Regensburger Lagerkultur als Abbild des kulturellen (Vorkriegs-)Frankreichs. Die in der Zeitung enthaltenen Diskurse und Einzelbeiträge dienten ebenso wie die Theater- und Musikstücke vor allem der Selbstvergewisserung und der Stärkung der eigenen Identität unter den außergewöhnlichen Bedingungen der Kriegsgefangenschaft (S. 349–355). Abgerundet wird der Band durch ein Verzeichnis kulturell engagierter französischer Gefangener (S. 356–363) sowie Abschriften der Konzert- und Theaterprogramme der Aufführungen im Lager (S. 364–378). Das Buch arbeitet ein bemerkenswertes, aber lange vergessenes Kapitel deutsch-französischer Beziehungen in Regensburg sorgfältig auf. Die französischen Kriegsgefangenen erhalten dadurch ein stärkeres Profil, sie werden wieder (be)greifbar. Zahlreiche Postkarten mit Porträts und Bildern des Lagers illustrieren den Band.³ Bohmann ist ein lesenswertes (und flüssig lesbares) Werk gelungen, das einen lebhaften Einblick in das damalige Lager und das Regensburg des Ersten Weltkrieges gestattet.

Andreas Becker

³ Zahlreiche weitere solcher Ansichtskarten befinden sich, es sei an dieser Stelle erwähnt, im Bestand 190 des Regensburger Universitätsarchivs.

Laura Hanel, Amberg und der Nationalsozialismus (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Amberg 9) Amberg: Stadtarchiv Amberg 2019; 397 S.; ISBN 978-3-924707-14-9; 17,90 Euro.

Vier Jahre hat die Doktorandin Laura Hanel für ihre Doktorarbeit mit dem Thema „Amberg und der Nationalsozialismus“ in vielen Archiven, Quellen und Büchern recherchiert. 2018 wurde sie mit diesem Projekt promoviert. Das Ergebnis wurde vom Stadtarchiv Amberg als umfangreiches Sachbuch mit Informationen über die Entwicklung der NSDAP in Amberg und die Situation der Gegner veröffentlicht.

Die Arbeit gliedert sich in zwölf chronologisch aufgebaute Kapitel. Begonnen wird mit den Fragestellungen zum Thema und einem Blick auf die Quellenlage. Anschließend erfolgt eine Rückschau über die Entfaltung der Stadt Amberg ab 1810. In diesem Jahr ver-

legte man die Regierung der Oberpfalz nach Regensburg. Dies hatte strukturelle Veränderungen zur Folge. Neben dem Blick auf die katholische Milieubildung wird auch die wirtschaftliche und politische Entwicklung betrachtet. Das Kapitel Wahlverhalten bezüglich der NSDAP in Amberg, in Bayern und auf Reichsebene veranschaulicht Hanel mit zwei Graphiken. Die Abschnitte „Anfänge“ und „Kampfzeit“ der NSDAP 1925–1933 zeigen auf, welche Strukturen, Organisationen und Personen (viele namentlich genannt) wesentlich zum Aufstieg und schließlich zur Machtergreifung der Nationalsozialisten beitrugen. Besondere Erwähnung findet der Amberger Josef Filbig, der von 1935–1939 Ober-

bürgermeister in seiner Heimatstadt war. Er trat ab 1939 seinen Militärdienst bei der Luftwaffe an. Deshalb war er nur noch formal Oberbürgermeister. Die Amtsgeschäfte übernahm deshalb der zweite Bürgermeister Sebastian Regler. Am 22. April 1945 marschierten die Amerikaner in Amberg ein. Am 14. Juni 1945 wurde Filbig vom Dienst suspendiert, von den US-Streitkräften in das Internierungslager Hammelburg gebracht und im April 1948 entlassen. Wie viele ehemalige NSDAP-Funktionäre musste er sich einem Entnazifizierungsverfahren unterziehen. Zunächst stuft ihn das Gericht, weil „Aktivist“, in die zweithöchste Stufe „Belasteter“ ein. Nach einem Berufungsverfahren entschied die Regensburger Berufungskammer auf Stufe drei „Minderbelasteter“. Als ziemlich einmalig beschreibt die Autorin die Tatsache, dass die Amberger Bürger Filbig von 1952–1958 wieder zum Oberbürgermeister wählten. Seine Partei: die rechtsextreme „Deutsche Gemeinschaft“. Das achte Kapitel zeigt auf, wie die NSDAP mit Festen, Feiern, Parteiorganisationen, Gliederungen und Verbänden wichtige Schlüsselpositionen besetzte und so die Stadtbevölkerung integrierte. Beispiele sind u. a. die Hitler-Jugend, die Deutsche Arbeitsfront, die SA und SA-Brigaden. Auf die Strukturen der SA wird dabei ausführlich eingegangen. Die katholische Kirche unter Bischof Michael Buchberger äußerte sich intern kritisch über die neuen Machthaber, versuchte dem Staat gegenüber aber

als Vermittler aufzutreten. Am 4. Juli 1935 mussten die Vertreter der Bayerischen Volkspartei (BVP) ihre Mandate niederlegen. Ebenso wurden die katholischen Jugendverbände und die Ordensverbände aufgelöst. In kirchlichen Schulen setzte man weltliche Lehrkräfte ein. Das zehnte Kapitel widmet sich den Amberger Juden. Am 9. November 1938 fand in Amberg wie im ganzen Reich ein Pogrom statt. SA-Männer verwüsteten die Amberger Synagoge. Von den 1933 vierundsechzig in Amberg lebenden Juden wanderten einige aus. Zwölf, bis 1942 verbliebene Juden, wurden ins Konzentrationslager nach Theresienstadt gebracht. Der nächste Abschnitt setzt sich mit Amberg während des Zweiten Weltkriegs unter NSDAP-Bürgermeister Regler auseinander. Der abschließende Beitrag „Kriegsende“ blickt auf die letzten Kriegswochen und den Einmarsch der Amerikaner, wie oben erwähnt, am 22. April 1945. Im Anhang findet man ein hilfreiches Abkürzungsverzeichnis, außerdem ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Die mit 358 Seiten umfangreiche Arbeit liest sich flüssig. Nicht ganz so leicht zu lesen sind die in kleiner, kursiver Schrift abgedruckten, teils längeren Anmerkungen. Passend veranschaulicht wird der Text mit eingefügten Fotos und Graphiken. Die Arbeit ist ein wichtiger Beitrag gegen das Vergessen am Beispiel der Stadt Amberg. Im Buchhandel bekommt man das Buch nicht mehr. Restexemplare sind jedoch im Stadtarchiv Amberg erhältlich.

Gerda Adlhoch

Christof Paulus, Bayerns Zeiten. Eine kulturgeschichtliche Ausleuchtung, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2021; 615 S.: ill., ISBN 978-3-7917-3278-70; 34,95 Euro.

„Das Schöne an Geschichte ist, dass sie immer auch anders erzählt werden kann“. Dieser Satz, den der Verfasser Christof Paulus im Vorwort (S. 10) fallen lässt, steht geradezu paradigmatisch für das hier zu besprechende Buch. Paulus' Ziel ist es, wie er in seinen einleitenden Bemerkungen weiter ausführt, eine Geschichte Bayerns aus einem neuen, dezidiert kulturgeschichtlichen Blickwinkel zu erstellen und somit eine historiografische Lücke zu schließen. Dabei möchte er nicht nach bewährten Mustern, wie der Abfolge einzelner Herrscher vorgehen, sondern – wie der Untertitel schon verrät – ein-

zelne, auch überraschende Aspekte quer durch die Epochen gezielt ausleuchten. Aus verschiedenen Episoden heraus soll auf eine höhere Abstraktionsebene verwiesen werden, jeweils ohne Anspruch auf enzyklopädische Vollständigkeit.

Die Anlage als „Lese-Buch“ (S.10) zeigt sich direkt beim Blick auf das Inhaltsverzeichnis. Strukturiert wird der Band zum einen durch 40, meist nur wenige Seiten lange Momentaufnahmen, angefangen bei Aschheim um 550 bis nach Hof im Jahr 1989. Diese sind in insgesamt sechs Kapiteln zusammengefasst, die allesamt mit der Über-

schrift „Klangwelten“ bezeichnet sind. Historische Klänge oder Töne sind damit das verbindende Element der episodenhaften Schilderungen (von denen übrigens fünf in der heutigen Oberpfalz spielen). Dieser Zugriff hat unzweifelhaft narrative Vorteile und funktioniert oft erstaunlich gut, um dem Leser das vergangene Geschehen unmittelbar nahe zu bringen. Bei manchen dieser historischen Miniaturen wirken entsprechende Verweise auf Klänge, Töne oder deren Abwesenheit allerdings etwas bemüht und letztlich unnötig. Zudem scheint eine Rezeption der jüngeren Forschung zu historischen Soundscapes – beispielsweise der Publikationen Jan-Friedrich Missfelders zur Klang- und Hörgeschichte der Frühen Neuzeit – nicht erfolgt zu sein.

Das zweite strukturierende Element des Buchs bilden die sechs (ungeraden) Kapitel, die zwischen den einzelnen Klangwelten-Blöcken stehen. Hier kann Paulus sein ganzes erzählerisches Können entfalten und es gelingt ihm meist mühelos, verschiedene historische Themen und Personen miteinander zu verknüpfen, womit sich teils überraschende Zusammenhänge ergeben. So beispielsweise im Eingangskapitel „Bewegte Räume“ (S. 14–85), in dem der Autor den historischen Raum Bayern über die Einzelthemen Kartografie, Klöster (und deren Säkularisation), Infrastruktur (Straßen und deren Nutzung), städtische Räume (am Beispiel des mittelalterlichen Nürnberg) sowie Informationsübermittlung erschließt. Ähnlich stimmig ist das siebte Kapitel „Rechtswelten“ (S. 275–322), das sich unter anderem dem (strafrechtlichen) Umgang mit Homosexualität widmet (S. 314–322). Im Vergleich zu den beiden genannten Kapiteln fehlt „Bayerns Farben“ (S. 346–437) ein echter innerer Zusammenhang. Neben einem Segment zur Geschichte von Farben und deren Verwendung finden sich darunter auch Abschnitte zum Umgang mit behinderten Menschen, zu den Kriegen und Schlachten auf bayerischem Boden, zur Astronomiegeschichte, zu Theater und Humor sowie 12 kleinere Textpassagen zum Themenfeld Zeit. Das alles ist ebenso lehr-

reich wie gut geschrieben, aber es entsteht doch der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit bei der inhaltlichen Zusammenstellung. Methodisch sticht das Kapitel „Dunkles Bayern“ (S. 206–251), das sich ausschließlich der NS-Zeit widmet, aus den anderen Kapiteln heraus. Als eine Art „Tagebuch des Schreckens“ (S. 206) beginnt es mit einer stichpunktartigen, chronologischen Aufzählung wesentlicher Daten und Fakten, die über 18 Seiten geht. Zwar möchte der Verfasser diese „Schreckensbilanz“ (ebd.) bewusst für sich sprechen lassen, aber hier hätte er nach Meinung des Rezensenten seinen erzählerischen Fähigkeiten mehr vertrauen sollen. Die Unterabschnitte zu den „Bauten des Bösen“ (S. 225–233) sowie zum Tagebuch der Rosenheimer Jüdin Elisabeth Block (S. 233–239) vermitteln die NS-Herrschaft und die damit verbundenen Gräueltaten wesentlich eindrücklicher als die erwähnte Chronik.

Insgesamt gesehen besticht diese bayerische Kulturgeschichte einerseits durch die innovative Herangehensweise, mit der zumeist über eine einzelne Quelle bzw. ein Objekt größere Themenkreise erschlossen werden. Der induktive Zugang überrascht nicht, wenn man weiß, dass Paulus seit längerem beim Haus der Bayerischen Geschichte tätig ist und dort bereits bei mehreren erfolgreichen Landesausstellungen mitgearbeitet hat. Das zweite große Plus der Publikation ist ihre hervorragende Lesbarkeit, die sich sehr positiv von manch anderem historischen Überblickswerk abhebt. Wünschenswert wäre es allerdings an einigen Stellen gewesen, die beigelegten Abbildungen, Tabellen und Statistiken enger mit dem Haupttext zu verzahnen. Essenziell für eine weitergehende Nutzung als Nachschlagewerk sind die ausführlichen Register am Ende des Bandes (S. 549–613), mit denen sich Personen, Orte und Sachen schnell wiederfinden lassen. Abschließend lässt sich trotz der genannten Monita feststellen: Paulus' Versuch, die Geschichte Bayerns einmal anders zu erzählen, ist vollauf gelungen. „Bayerns Zeiten“ ist künftig ein Platz in möglichst vielen Bücherregalen des Freistaats zu wünschen.

Lorenz Baibl

Josef Köstler, So homs greßt. Jura2000 Mundartprojekt: Beilngries, Berching, Breitenbrunn, Dietfurt, Greding, Berching u. a.: jura2000 Landkultur e.V. 2022; 60 S.: ill.; 10,- Euro.

Fünf Gemeinden gehören seit etlichen Jahren zum Verein Jura2000 – Landkultur e.V. Die angrenzenden Gemeinden Berching, Dietfurt und Breitenbrunn liegen in der Oberpfalz, Greding in Mittelfranken und Beilngries in Oberbayern. Die Gemeinden gehören historisch zum alten Kulturraum des bayerischen Nordgau im Dreieck zwischen Ingolstadt, Fürth und Lauterhofen. Was die fünf Gemeinden neben ihrer gemeinsamen Geschichte überdies verbindet, ist der gemeinsame Dialekt über drei Regierungsbezirke hinweg zwischen dem nordbayerischen mit dem mittelbayerischen Sprachraum gelegen, so dass man hier tatsächlich von einer eigenen „Mundartregion“ sprechen könnte.

Es entstand die Idee, sich intensiver mit diesem Sprachraum zu beschäftigen und die sprachlichen Besonderheiten zu dokumentieren: Nicht aus wissenschaftlicher Sicht – das geschieht bereits im bayerischen Dialektatlas – sondern mit Unterstützung der örtlichen Bevölkerung sollte aus einem „Mundartfest“ des Jahre 2017 heraus ein kleines „Mundartlexikon“ entstehen. Es ging den Veranstaltern des Mundartfestes darum, für die Besonderheiten des Dialekts der Region nicht nur ein Bewusstsein zu schaffen, sondern dieses auch noch zu dokumentieren.

Mit breiter Unterstützung der örtlichen Bevölkerung entstand nun dieses, scherzhaft „Jura-Duden“ genannte Verzeichnis. Das damalige Projekt motivierte die Einwohner, sich ihres Dialekts zu besinnen und Dialektwörter, Sprichwörter und Redensarten bei den einzelnen Heimatgemeinden und dem Verein Jura 2000 zu melden. Bei Josef Köstler, dem ehemaligen Bürgermeister von Breitenbrunn, liefen die Fäden zusammen. Er nahm die Angelegenheit in die Hand und legt schließlich mit „So homs greßt“ nun fünf Jahre später das Ergebnis diese Sammeltätigkeit in einem 60seitigen Geheft mit rund 1800 Eintragungen vor. Der Titel führt etwas in die Irre, denn das gelungene Verzeichnis führt auch Begriffe und Redensarten auf, die durchaus heute noch im Gebrauch sind. Andere wiederum sind wahrscheinlich nur noch der älteren Generation bekannt.

Die Einleitung schildert die grundsätzliche Problematik, Mundart möglichst allgemein-

verständlich zu schreiben, was in der Oberpfalz wegen der gestürzten Diphthonge ohne eine Schreibung mit Sonderzeichen, wie sie Sprachwissenschaftler benutzen, nicht ganz einfach zu bewerkstelligen ist. Doch der Versuch, bei der Mundartschreibung mit wenigen Sonderzeichen auszukommen, scheint gelungen. Köstler gibt dazu den Nutzern des kleinen Lexikons ein ausführliches, sehr hilfreiches „Dialekt-Alphabet“ an die Hand. Diese kleine Grammatik des „Jura-Bairischen“ ist in ihrer Darstellung jeweils mit zahlreichen Beispielen anschaulich erläutert.

Mit Beispielen werden zudem, neben der hochdeutschen Erklärung, häufig auch noch die einzelnen Mundartbegriffe belegt. Das Spannende bei der Ordnung der Mundartwörter ist die Tatsache, dass sie nicht einfach in ein einheitliches Alphabet eingereiht sind, sondern versucht wurde, die Wörter thematisch jeweils in einen Themenkreis zu sortieren: Familie und ihr Umkreis, Ernährung, Haus und Hof, Wald und Flur, Wirtschaft, Natur, dörfliche Gesellschaft. Ein Kapitel mit alten Weisheiten und sprichwörtlichen Redensarten fehlt ebenso wenig wie alte Taufnamen und die Beschreibung verwandtschaftlicher Beziehungen.

Den Themen „Arbeit und Ruhe“, „Freud und Leid“, „Reichtum und Armut“, „Leben und Tod“ sowie „Viechereien und Hofgeschichten“ sind weitere Kapitel gewidmet. Ein Kapitel über Zahlen und Mengenangaben und Beispiele sprachlicher und grammatikalischer Besonderheiten der Region schließen den Band ab.

Die Lektüre des Bandes bewegt den „Eingeborenen“, sich seines Dialekts bewusst zu werden, seine Feinheiten zu erkennen und auch Begriffe, die in der Gefahr stehen, vergessen zu werden, vor dem Vergessen zu bewahren.

Die Absicht des Wörterbuchs, den heimischen Dialekt wieder mehr zu schätzen, ihn aktiv zu sprechen und bewusst zu erleben ist gelungen und mancher fast vergessene Begriff kam dem Rezensenten (geboren 1954 nahe der Jura-Gemeinden) wieder in den Sinn. Nur einige wenige waren ihm völlig unbekannt.

Die Ergebnisse des Jura2000 Mundartprojekts werden nicht nur die aktuellen Bewoh-

ner zwischen Altmühl, Sulz und Laber mit Gewinn zur Hand nehmen, sondern an dieser kleinen Sprach-Kulturgeschichte des Oberpfälzer Jura werden sowohl angrenzende bayerische „Sprachnachbarn“ beim Vergleich mit ihrem eigenen Dialekt ihre Freude haben („So sog'n mir aa“), genauso wie die „Reichschmeget'n“ und die Feriengäste.

Für die einst aus der Region Abgewanderten bildet das Büchlein ein Stück Heimat. Sie werden wohl die meiste Freude daran haben,

darin zu blättern. Denn in fast jedem der aufgelisteten Wörter, Begriffe und Redenarten steckt ein Stück Erinnerung an die Kindheit und den Dialekt von Eltern und Großeltern, denn: „so homs gredt“

Bezogen werden kann die Publikation direkt über Jura2000 Landkultur e.V. und über die Touristikbüros der fünf Jura2000-Mitgliedsgemeinden Beilngries, Berching, Breitenbrunn, Dietfurt und Greding.

Alfred Wolfsteiner

Waltraud Bierwirth (Hg.), *Die Steine zum Sprechen bringen. 200 Jahre Jüdischer Friedhof in Regensburg*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2022; 280 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3347-0; 24,95 Euro.

In ihrer reich bebilderten Publikation stellt die Autorin ausgewählte Inschriften der durch Verwitterung bedrohten jüdischen Grabsteine vom Friedhof an der Schillerstraße in Regensburg vor. Erklärtes Ziel der Arbeit ist es, einen Teil dieses steinernen „Archivs“, das Auskunft über die deutsch-jüdische Kultur des 19. Jahrhunderts sowie die Mitglieder der israelitischen Kultusgemeinde Regensburgs gibt, zu dokumentieren und für die Nachwelt zu bewahren. Bierwirth knüpft hierbei an die Vorarbeiten des renommierten Wissenschaftlers Andreas Angerstorfer an, der bereits vor zehn Jahren alte Grabsteininschriften aus Regensburg transkribiert und übersetzt hatte. Nach ihrer Vertreibung aus Regensburg 1519 hatten Juden 1669 wieder die Erlaubnis erhalten, sich in der Reichsstadt anzusiedeln. Da sie über keine eigene Begräbnisstätte mehr verfügten, war die jüdische Gemeinde gezwungen, ihre Verstorbenen in Pappenheim, Fürth, Georgensmünd, Schnaittach und anderen regionalen Friedhöfen in Mittelfranken zu beerdigen. Erst 1822 konnte wieder ein eigener jüdischer Friedhof, diesmal an der Schillerstraße, errichtet werden. Der Geschichte dieser Begräbnisstätte, die 1867 und 1925 erweitert wurde, spürt einleitend Klaus Himmelstein nach. Trotz mehrerer Versuche war es den Nationalsozialisten nicht gelungen, dieses Gelände durch Enteignung an sich zu bringen. Die Veränderungen in der jüdischen Friedhofskultur zeigt Nathanja Hüttenmeister an ausgewählten Beispielen im zweiten Kapitel des Buches auf. Einem Wandel waren die Ausrichtung der Gräber, die Gestaltung der Trauerhäuser, die Symbolik und Orna-

mentik sowie Sprache auf den Grabsteinen unterworfen. Im Hauptteil der Arbeit stellt die Herausgeberin schließlich in 35 Lebensbildern wichtige Repräsentanten der Stadtgesellschaft vor, die bleibende Spuren in Regensburg hinterlassen haben. Auskunft über ihr Leben gibt insbesondere das bis ins 17. Jahrhundert zurückreichende Archiv der jüdischen Gemeinde, das seit Ende des II. Weltkriegs in Jerusalem lagert und mittlerweile in digitalisierter Form über das Stadtarchiv Regensburg online zugänglich ist. In ihren Biogrammen erinnert Bierwirth beispielsweise an Bankier Philipp Reichenberger, dem Erbauer der Villa an der Kumpfmühler Straße, die heute als Dörnberg-Palais bekannt ist, oder an den Kaufmann Bernhard Degginger, dem Namensgeber des bekannten Kulturzentrums in der Wahlenstraße. Mehr als 40 Jahre prägte Dr. Seligmann Meyer durch seine Tätigkeit als Rabbiner das jüdische Leben in Regensburg. Höhepunkt seiner Amtszeit war die Einweihung der neuen Synagoge am Brixener Hof 1912. In jüngerer Zeit wiederum waren es Otto Schwerdt und Hans Rosengold, die die jüdische Gemeinde in der Öffentlichkeit repräsentierten. Durch ihre Lebensläufe ruft die Herausgeberin ihr Wirken in Regensburg einem breiten Publikum in Erinnerung. Abgerundet wird das Buch durch eine Übersichtskarte des Friedhofs an der Schillerstraße. Die Bedeutung der gut lesbaren Publikation liegt darin, einen Teil der ältesten jüdischen Inschriften dokumentiert und vor allem zu vertiefenden und weiterführenden wissenschaftlichen Forschungen in diesem Bereich angeregt zu haben.

Armin Gugau

Josef Kreiml – Maria Baumann – Achim Dittrich (Hg.), „Die Schönste von allen“. Hausmadonnen und Mariendarstellungen in den Straßen von Regensburg (Regensburger Marianische Beiträge 3) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2022; 312 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-3324-1; 29,95 Euro.

Dass Mariendarstellungen im öffentlichen Raum ein forschungswürdiges Thema sind, wird niemand bestreiten können, der mit wachen Augen durch katholisch geprägte Städte in Süddeutschland geht. Umso mehr überrascht es, dass eigene Studien zum Thema selten sind. Die Gründe dafür sind vielfältig; zum einen mangelt es an nennenswerten Quellencorpora, die die benötigten Angaben über die einzelnen Werke bereitstellen könnten. Da öffentliche weltliche und geistliche Auftraggeber keineswegs die Regel waren, sind viele Informationen bei Privaten entstanden und dort nur zu häufig untergegangen. In vielen Fällen ist der Forscher auf das zurückgeworfen, was ihm vor Ort begegnet, und kann nur Schätzungen über das Alter der Skulptur anhand desjenigen des Hauses oder des Stils vornehmen.

Es ist jedoch nicht nur die Quellenlage, die das Thema schwierig, aber auch reizvoll macht. Zum einen sind Mariendarstellungen in Regensburg seit dem Mittelalter bis in die Gegenwart an Häusern angebracht worden, so dass sich ein Jahrtausend facettenreicher Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte der Stadt in diesem Thema verdichtet. Zum anderen stehen Plastiken der Mutter Gottes am Schnittpunkt gleich mehrerer Disziplinen, unter denen ohne Anspruch auf Vollständigkeit Theologie, Volkskunde, Geschichte und Kunstgeschichte genannt sein sollen. Die vorliegende Publikation ist am Regensburger Institutum Marianum entstanden und gibt damit auf den ersten Blick einer theologischen Betrachtungsweise den Vorzug.

Anhand der hinführenden Beiträge aber wird schnell klar, dass man sich aus unterschiedlichen Perspektiven dem Thema annähert. Zunächst fächert Achim Dittrich einige Aspekte der Marienverehrung seit der Antike auf. Maria Baumann betrachtet dieses Thema aus kunstgeschichtlicher Sicht von den Katakombenheiligen bis in die Kunst der Gegenwart und integriert zahlreiche Regensburger und oberpfälzische Beispiele in ihre Arbeit. In diese Richtung geht Adolfine Treiber weiter und stellt die Geschichte der Marienverehrung in Regensburg selbst dar. Eine Predigt von Bischof Rudolf Voderholzer zur Rosen-

kranz-Andacht rundet den darstellenden Teil der Publikation ab.

Den größten Teil des Bandes macht die bildliche und textliche Dokumentation der Hausmadonnen selbst aus. Sie werden einzeln mit Basisinformationen wie Standort, Datierung, Material und Größe vorgestellt. Sehr zu loben sind die hochwertigen Abbildungen zu jeder Hausmadonnendarstellung, die die Ausführungen bestens illustrieren, zugleich aber zu eigenständiger Interpretation einladen. Deutlich wird in diesem Katalog die große Bandbreite künstlerischer Marienverehrung. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Typen wie etwa Lourdesmadonna, Strahlenkranzmadonna, Pietà oder Patrona Bavariae. Sie zeigt sich auch in den verschiedensten Formen wie Vollplastik, Relief, Mosaik oder Blechschnitt. Aufgenommen wurden nicht nur selbständige Madonnen, sondern auch solche, bei denen Maria nur Teil einer größeren Darstellung ist, wie auf einem Wegekreuz oder im Westportal des Regensburger Doms. Von letzteren, künstlerisch herausragenden Werken spannt sich ein Bogen hin zu industriell gefertigten Statuen, die, ihres geringen künstlerischen Ranges zum Trotz, als gleichberechtigte Zeugnisse der Marienfrömmigkeit gelten können.

Selbst die Madonnenfiguren einer einzelnen Stadt vollständig zu dokumentieren, ist für sich schon ein anspruchsvolles Unterfangen. Eine regional flächendeckende Inventarisierung erscheint vorerst nicht möglich, so dass das Institutum Marianum sich auf die Plastiken am Sitz des Instituts in Regensburg beschränkt hat. Mit der Fokussierung auf Darstellungen der Muttergottes bleiben ferner alle anderen Heiligendarstellungen weitgehend unberücksichtigt, deren Zahl den Rahmen des Bandes zweifellos gesprengt hätte. Dem trägt der Band Rechnung, indem der Mitherausgeber Achim Dittrich einige Regensburger Heiligendarstellungen in einem Anhang vorstellt. Hier hat Bischof Voderholzer in seinem Geleitwort weitere Publikationen in Aussicht gestellt. Als mögliche Erweiterung sind überdies verlorengegangene Plastiken zu nennen, von denen heute nur noch leere Nischen zeugen. Hier fällt ein Sei-

tenblick auf eine durch die Sockelinschrift nachweisbare ehemalige Madonna.

Soweit es die Quellen zulassen, wird die Geschichte des Hauses wiedergegeben und die Mariendarstellung beschrieben. Dem theologischen Ansatz verpflichtet, werden Betrachtungen über die dort zum Ausdruck kommende Frömmigkeit angestellt. Nur vereinzelt lassen sich nähere Aussagen zur Geschichte der Hausmadonnen treffen, so bei Notlösungen für sonst leere Nischen bei Neubauten oder einer zuvor am Domplatz stehende Immaculata-Figur, die nun in einem Regensburger Antiquariat ausgestellt ist. Nicht nur solche Geschichten zeigen die ungebrochene Aktualität des Themas. Gerade die jüngeren und teils zeitgenössischen Darstellungen bezeugen, dass man es bei dieser Frömmigkeitspraxis keineswegs mit etwas Überholtem, sondern mit bis heute Lebendigem zu tun hat.

Gerade weil der Untersuchungsgegenstand alles andere als fest umrissen ist, verdient die vorliegende Publikation als solide und an-

sprechende Grundlagenarbeit Beachtung, die für zahlreiche Fragestellungen der unterschiedlichsten Disziplinen offen ist. Unterstützt werden weiterführende Studien zudem durch die beigegebene Bibliographie. Mit seinen einführenden Texten und einem Glossar kunsthistorischer Fachbegriffe wendet sich das Buch aber ebenso an interessierte Laien, Touristen und nicht zuletzt die Bewohner Regensburgs. Nicht zuletzt mit Rücksicht auf diese ist der Band anhand der Stadtteile gegliedert. Ein Stadtplan mit Einzeichnungen der Mariendarstellungen erlaubt eine Begehung Regensburgs unter diesem Aspekt.

Der vorliegende Band füllt somit in gelungener Weise eine Lücke in der Kunst- und Sakraltopographie Regensburgs, inventarisiert und dokumentiert die vorhandenen Marienstatuen und leistet eine erste Einordnung. Zugleich zeigt er aber, welche Schätze auch und gerade für eine interdisziplinäre Geschichte der regionalen Frömmigkeit auf diesem Feld noch zu heben sind.

Andreas Erb

Benedikt M. Röder, Kloster Speinshart und sein musikalisches Erbe. Ein Beitrag zur barocken Musik- und Bildungsgeschichte der Prämonstratenserabtei Speinshart. Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Wiedererrichtung der Abtei 1923–2023, [Pressath u.] Speinshart: Verlag Eckhard Bodner 2023; 280 S.; ISBN 978-3-947247-71-4; 34,90 Euro.

Es ist kaum möglich, die zusammenhängende Musikgeschichte eines einzelnen Klosters zu schreiben, besonders im Gebiet der Oberen Pfalz, wo es nur noch äußerst wenige Quellen zur musikalischen Praxis im Mittelalter gibt. Aber auch in der frühen Neuzeit ist das verfügbare Material begrenzt, nicht nur wegen der Säkularisation von 1802/03, sondern ebenso aus musikpraktischen Gründen: Wenn sich die musikalischen Moden änderten, wurde obsoletes Notenmaterial in der Regel nicht aufbewahrt. Beispielsweise gingen im späten 18. Jahrhundert meist die Musikalien aus der Generalbasszeit verloren. So war es auch in Speinshart, wie eine neue Publikation zeigt.

Dass der Autor, der Speinsharter Chorherr P. Benedikt M. Röder O.Praem, nun trotzdem einen stattlichen Band von 280 DIN A 4-Seiten zum musikalischen Erbe seiner Abtei veröffentlichen konnte, hat mehrere Gründe. Ausgangspunkt war ein Glücksfall: Auf dem Musikchor der Stiftskirche fand sich ein „Re-

gister über die Musicalien Welche zu finden seynd auf dem Chor in Spainshart. ANNO MIMO. D. CCXXIX“. So war zumindest den Titeln nach das Repertoire an barocken Werken greifbar, die in Speinshart aufgeführt werden konnten. Dieses Inventar analysiert der Autor unter verschiedenen Gesichtspunkten. Im Bestand bildet sich beispielsweise der Interessenhorizont und die Netzwerk-Reichweite der Abtei ab. Dass große Namen der akatholischen Kirchenmusik wie Bach, Händel oder Telemann fehlen, darf in der Klostermusik schon aus liturgischen Gründen als Selbstverständlichkeit gelten. Es gab freilich auch keine Werke französischer Komponisten, aus Italien aber zumindest die zum Teil namhafter Venezianer (Tomaso Albinoni, Antonio Lotti, Carlo Francesco Pollarolo). Hoch ist der Anteil an Klosterkomponisten, auch komponierende Domkapellmeister der umliegenden Bistümer spielten eine wichtige Rolle. Im Bereich der weltlichen Musik, die bei manchen festlichen

Anlässen zur Aufführung kam, sind auch Werke der protestantischen Hofkapellmeister Krieger aus Weißenfels und Erlebach aus Rudolstadt genannt.

Weiterhin wird das inventarisierte Notencorpus in den Zusammenhang der Speinsharter Musikpraxis sowie der klösterlichen Kultur- und Alltagsgeschichte gestellt. Dazu gehört, wie auch schon das Stichwort „Bildungsgeschichte“ im Buchtitel ankündigt, insbesondere die Schulgeschichte, der ein ausführliches Kapitel (S. 102–146) gewidmet ist. Zudem gibt es Abschnitte über die Speinsharter Theaterpflege (S. 55–57), die Orgeln (S. 75–88) und Glocken (S. 96–101).

Auch wer sich für die Musik- und Kulturgeschichte anderer Oberpfälzer Konvente – vor allem der Nachbarabteien und der Amberger Jesuiten – interessiert, findet in dem Band immer wieder Detailinformationen. Ein Register hätte hierfür allerdings eine nützliche Erschließungshilfe sein können.

Dem Autor ist zuzustimmen, wenn er in seiner abschließenden Würdigung schreibt: „Die umfangreiche Notensammlung ‚Register über die Musicalien‘ des Klosters Speinshart zeugt [...] von der kulturellen Bedeutung, welche den Klöstern in der Barockzeit zukam.“ Und es „ist nicht zuletzt ein Hinweis dafür, dass das Kloster Speinshart auf der Höhe der Zeit war.“

Das Ganze hätte sicher auf weniger Raum abgehandelt werden könnten, doch feiert das 1921 wiedergegründete Kloster im Jahr 2023 das hundertjährige Jubiläum der erneuten Erhebung zur Abtei. So dient Rödgers Band über

das musikalische Erbe Speinsharts auch als Festschrift. Ihr festlicher Charakter kommt in der überaus reichen Bebilderung (139 Abbildungen sowie zahlreiche Faksimile-Fotos der Hauptquelle) zum Ausdruck, durch die sich das Kloster auch visuell von seiner schönsten Seite zeigt. Auch das ist ein Grund für den Umfang der Publikation. Der Text-Bild-Bezug ist dabei manchmal nur lose. Doch die Illustrationen dienen zumeist nicht nur der Selbstdarstellung Speinsharts. Reproduktionen zahlreicher Quellen bereichern den Band ebenfalls. Hervorzuheben ist, dass in Anhang I das „Register über die Musicalien“ in Faksimile und Transkription wiedergegeben ist (S. 196–269) und so einen sehr bequemen Zugang für weitere musikgeschichtliche Forschungen gewährt. Anhang II (S. 271–274) listet das alte Notenmaterial auf, das bis heute im Pfarrarchiv Speinshart erhalten geblieben ist.

Mit Rödgers Monographie und Quellenedition liegt nun ein lokales Basiswerk vor, auf dem sich in weiteren musikgeschichtlichen Forschungen, sei es mit ordensgeschichtlichem oder regionalem Schwerpunkt, aufbauen lässt. Zu hoffen ist außerdem, dass Werke wie dieses auch zur Sensibilisierung beitragen: Das Quellenmaterial zur frühneuzeitlichen Musikpraxis der Klöster ist noch lange nicht erschöpfend ausgewertet, ja, womöglich gibt es noch manch weiteres Archivmaterial in Pfarrhöfen und auf Musikhöfen, von dessen Existenz bisher noch niemand weiß.

Georg Schrott

Johann Kirchner, Katholische Frauenkongregationen der Moderne (Geschichte der christlichen Orden) Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer 2022; 214 Seiten; ISBN 978-3-17-042035-9; 31,- Euro.

Insbesondere das 19. und 20. Jahrhundert waren in der katholischen Kirche von einem außerordentlichen Wachstum religiöser Frauengemeinschaften geprägt. Die größten Anteile dieser quantitativen Zunahme entfielen dabei auf Angehörige zumeist caritativ oder pädagogisch tätiger Gemeinschaften. Voraussetzung dafür wiederum war die Konstitution *Quamvis iusto* von Papst Benedikt XIV. (1675–1758) vom 30. April 1749, in welcher das Oberhaupt der katholischen Kirche die Anerkennung von Gemeinschaften

mit einfachen Gelübden zuließ. Da die Nonnen dieser Kongregationen im Unterschied zu Mitgliedern anderer Orden einer weniger strengen Klausur unterworfen waren, konnten sie äußerst flexibel eingesetzt werden und zudem in der Welt wirken. Zu diesen Gemeinschaften zählten beispielsweise die Ursulinen, die Englischen Fräulein (seit 2004 Congregatio Jesu), die Salesianerinnen oder auch die Borromäerinnen, um nur einige Exempel zu nennen. Für die Diözese Regensburg von erstrangiger Bedeutung sind die 1833 von

Karolina Gerhardinger (Ordensname: Theresia von Jesu Gerhardinger, 1797–1879) gegründeten Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau, welche die Ausbildung von Mädchen vornehmlich aus einfachen Verhältnissen in das Zentrum ihres Wirken stellten. Eine Zusammenstellung (S. 158) für das Bistum Regensburg führt die quantitative Entwicklung von Ordens- und Kongregations-schwestern sehr eindrücklich vor Augen: Waren 1840 in der Diözese lediglich 167 Personen in diesen Orden beheimatet, stieg ihre Zahl bis zum Jahr 1900 bereits auf 1912 an. Der Höhepunkt war 1960 mit 5017 Damen erreicht, seither geht ihre Zahl zurück. Im Jahr 2000 fiel die Gesamtzahl wieder unter das Niveau des Jahres 1900 auf 1894, 2011 wurden nurmehr 1.509 Nonnen in diesem Bistum registriert. Kirchinger arbeitet heraus, dass mit der Ausbreitung dieser Frauengemeinschaften „eine Professionalisierung von Kleinkindererziehung, Hauswirtschaft und Krankenpflege“ einherging (S. 148). Die Betreuung kleiner Kinder im ländlichen Raum wurde von ihnen gegen ausdrückliche Widerstände etabliert. In den Gesellschaften der Hochmoderne konnten diese hochflexiblen Orden so auf neue Bedürfnisse reagieren. In katholischen Gebieten gelang es sogar, für die

Bereiche Krankenpflege und Kindererziehung eine Art Monopol zu erreichen. Sie wurden für den mehr und mehr in der Sozialpolitik involvierten modernen Staat zu einem „kongenialen Kooperationspartner“ (S. 149). Die katholische Kirche konnte mit ihrer Hilfe gerade im kulturkämpferischen Deutschen Reich Bismarck'scher Prägung „gesellschaftliche Relevanz“ und „Überlegenheit“ demonstrieren (S. 150). Damit waren die katholischen Frauenkongregationen integraler Bestandteil einer „ultramontanen Identitätskonstruktion“¹. Den Grund für ihren Niedergang seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sieht der Kirchenhistoriker in der Abnahme und Verflachung von „Spannungen zwischen Modernität und Traditionalität, Urbanität und Ruralität, Männlichkeits- und Weiblichkeitsbildern“ und nicht in der „zu vordergründig[e]n] Behauptung einer zunehmenden gesellschaftlichen Säkularisierung“ (S. 150).

Johann Kirchinger hat ein bemerkenswertes „kongregationsgeschichtliches Handbuch“ (S. 7) vorgelegt, das die Bedeutung dieser Orden für das 19. und 20. Jahrhundert eindrucksvoll darlegt. Die zahlreichen Beispiele aus dem bayerischen Raum machen dieses Buch gerade für die Landesgeschichte äußerst wertvoll.

Bernhard Lübbers

¹ Bernhard SCHNEIDER, Katholische Armutsdiskurse und Praktiken der Armenfürsorge im gesellschaftlichen Wandel des 19. Jahrhunderts und das Paradigma der Zivilgesellschaft, in: Arnd Bauerkämper – Jürgen Nautz (Hg.), Zwischen Fürsorge und Seelsorge. Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2009, S. 79–111, hier S. 92.